This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 5C3D H

Harvard Depository
Brittle Book

TEPE

ETHISCHE ABHANDLUNGEN

1889

51
Tepe

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ethische Abhandlungen.

Von

Georg Friedrich Tepe,

Doktor der Philosophie.

42,159

Cöthen,

Otto Schulze Verlag.

1889.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ethiſche Abhandlungen.

Von

Georg Friedrich Tepe,
Doktor der Philoſophie.

Cöthen,
Otto Schulze Verlag.
1889.

Digitized by Google

ANDOVER THEOL. SEM.
APR
5
1889
LIB.

42, 159

Digitized by Google

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender das Nachdenken sich damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.

Kant, Kritik der praktischen Vernunft.

Digitized by Google

Inhalt.

1) **Die praktischen Ideen.** Nach Herbart.

2) **Schiller und die praktischen Ideen.**

3) **Die Lüge und die praktischen Ideen.**

4) **Über die Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Wollens.** Ein Leitfaden.

Digitized by Google

Die praktischen Ideen.

Nach Herbart.

Die praktische Philosophie — Ethik, Sittenlehre — gehört zu dem großen Gebiete der Ästhetik; denn auch sie ist, wie alle Ästhetik, wesentlich eine Lehre von schönen und häßlichen, wohlgefallenden und mißfallenden Verhältnissen, nämlich Willens-Verhältnissen. Unter allen Willensverhältnissen erkennt sie einige einfache Grundverhältnisse und in den Abbildern derselben, den praktischen Ideen, nicht nur die Quelle, sondern auch das Endziel aller ihrer Vorschriften. Sie hat also große Ähnlichkeit mit den Kunstlehren, deren Weisungen ja ebenfalls von der Erkenntnis des Schönen ausgehen und auf die Hervorbringung des Schönen hinzielen; sie zeigt sich als denselben verwandt und tritt mit ihnen — der allgemeinen Ästhetik gegenüber — in eine Reihe.

Eine hervorragende Stellung bekommt die Sittenlehre vor ihren Schwestern, den Kunstlehren, zunächst dadurch, daß sie in einem weiteren Kreise herrscht, als jene. Während nämlich die Gesetze der Kunst nur für diejenigen maßgebend sind, welche sich gerade mit ihr beschäftigen wollen, während sie also nur von verhältnismäßig wenigen bedingten Gehorsam fordern können, gelten dagegen die Sittengesetze für jedermann zu jeder Zeit. Niemand ist so klein und bedrängt, daß er sich ihnen entziehen, niemand so groß und gewaltig, daß er sich über sie hinwegsetzen dürfte. Ja, verbietend greifen sie sogar in das Kunstgebiet hinein und verschaffen so der Sittenlehre auch eine Art von Oberhoheit über die Kunstlehren.

Diese Oberhoheit müssen vor allen die Künstler anerkennen und sich demgemäß aller Darstellungen enthalten, die den gesunden sittlichen Sinn beleidigen. Sie dürfen nicht auch Unwürdiges verherrlichen, dürfen nicht frivol, nicht schlüpfrig und weichlich werden. Wollen sie aber die Verbote der Sittlichkeit nicht beachten, so muß der Staat — will er anders sein, was Herbart eine beseelte Gesellschaft nennt — einschreiten und — wenn auch nicht in Platos Weise, so doch in seinem Geiste — die Kunst mit

Digitized by Google

Gewalt beschränken. Ihm aber können bei solchem Thun auch die verständigen Kunstfreunde als Kunstfreunde nur Beifall geben, da sie leicht einsehen, daß durch solche sittliche Strenge die Kunst nicht sowohl beengt, als vielmehr beschirmt und vor dem Verfalle geschützt wird.

Noch wohlthätiger freilich, als durch die angegebene Beschränkung, wirkt die Sittlichkeit dann auf die Kunst ein, wenn sie dieselbe mit ihrem Geiste erfüllt und belebt. Sie gibt dem Künstler die Kraft und Ausdauer, die zur Erwerbung der technischen Kenntnisse und Fertigkeiten nötig ist; sie bewahrt ihn vor aller Engherzigkeit und Weichherzigkeit, die nur Schwaches und Krankhaftes hervorbringt; sie hebt ihn über das drängende Leben hinaus, so daß seine entfesselte Phantasie die künstlerischen Ideen frei und lebendig gestalten kann. Und nicht bloß Hindernisse räumt die Sittlichkeit dem Künstler aus dem Wege, sie liefert ihm auch vorzugsweise die Ideen, die der ganzen Menschheit eigen sind, und setzt ihn so in den Stand, Kunstwerke zu schaffen, die überall und immer Verständnis und Anklang finden, die ewig jung und ewig schön sind.

Aus dieser Quelle haben auch wirklich alle großen Künstler der alten und neuen Zeit getrunken und sich begeistert, besonders zwar die epischen und dramatischen Dichter, die Bildhauer und Maler; aber auch die lyrischen Dichter, die Redner, die Ton- und Baumeister zeigen in ihren größten und unsterblichen Werken, daß sie sich in die sittliche Welt und sittliche Weltordnung oft und tief versenkt haben.

Wer nun den — in der Geschichte der Kunst und der Künstler überall hervortretenden — wohlthätigen Einfluß der Sittlichkeit auf die Kunst vor Augen hat, der möchte wohl nicht anstehen, auch deswegen die Sittenlehre über die Kunstlehren zu stellen; selbst dann nicht, wenn er mit alten und neuen Lobrednern der Kunst dieselbe als die Mutter wahrer Humanität erkannt hätte. Es könnte ihm ja nicht entgehen, daß die Kunst nur dann eine vorteilhafte Einwirkung auf die Kultur hat, wenn sie selbst ein Zögling der Sittlichkeit ist.

In dreifacher Beziehung also ragt die Sittenlehre über die Kunstlehren hervor und hat darum eine ganz besondere Bedeutung und Würde; sie verfährt aber in den meisten Stücken eben so, wie jene. Wie die Kunstlehren keine andere Grundlage kennen, als die unmittelbare Evidenz des Schönen und Häßlichen, wie sie höchstens in ihrer Sprache auf Apollo und die Musen nur hindeuten, so bleibt auch sie in ihrer wissenschaftlichen Abgeschlossenheit zunächst dabei stehen und überläßt es anderen Wissenschaften, der Psychologie, Metaphysik und Theologie, von diesem gegebenen Grunde den tieferen und letzten Grund

Digitized by Google

aufzusuchen und zu nennen. Wie es ferner das einzige Ziel der Kunstlehren ist, häßliche Produktionen zu verhüten uud schöne Werke hervorzurufen, so verfolgt auch die Sittenlehre keinen anderen Zweck, als das Sittlich-Häßliche zu ersticken und dem Sittlich-Schönen zur Darlebung zu verhelfen. Und wenn zur Erreichung dieses Zieles die Kunstlehren vor allen Dingen auf eine genaue und vollständige Erkenntnis des Schönen und Häßlichen hinarbeiten, so sucht auch die Sittenlehre zunächst und zumeist ihre Prinzipien klar darzulegen und so den sittlichen Geschmack, das sittliche Gehör, das Gewissen fein und sicher zu machen, indem sie, wie jene, voraussetzt, die Erkenntnis des Schönen werde schließlich die Hervorbringung desselben zur Folge haben und die Erkenntnis des Häßlichen die Vermeidung desselben. Damit begnügen sich nun beide freilich noch nicht ganz; aber wie die Kunstlehren nicht darauf ausgehen, den Künstler bei jedem Schritte zu leiten, so übernimmt es auch die Sittenlehre nicht, dem handelnden Menschen für jeden besonderen Fall eine runde Regel zu geben. Sie weist vielmehr diejenigen zurück, die in der Not, bei Kollisionen, sie wie ein Orakel befragen wollen, die, als wäre sie eine Kasuistik, mit verfänglichen Sophismen zu ihr kommen. Sie stellt, wie die Kunstlehren, nur allgemeine Regeln hin und auch diese nur höchst sparsam, denn sie rechnet, wie Sokrates auf sein Daimonion, überall auf die richtige Führung des aufgeklärten Gewissens und geht darum nicht sowohl darauf aus, Gesetze zu geben, als vielmehr darauf, Gesetzgeber — Autonomen — zu bilden.

Bei diesem ganzen Verfahren entgeht übrigens der Sittenlehre nicht, daß ihre Aufgabe nicht bloß die bei weitem wichtigere, sondern auch die schwierigere ist. Sie darf ja nicht, wie die Kunstlehren, die harthörigen Naturen unberücksichtigt lassen, sie kann sich ja auch bei den Fehltritten ihrer Zöglinge nicht so leicht beruhigen, wie jene. Und darum ruft sie, wie sie es schon bei Plato gethan hat, eine besondere Kunst zu Hülfe, die Erziehungskunst, die Pädagogik und Politik, und diese Kunst sucht ihrerseits wieder Unterstützung bei den schönen Künsten, den Wissenschaften und der Religion.

Wenn nun nachträglich eingeräumt wird, daß das, was bisher von der Sittenlehre, insbesondere von ihrer Ähnlichkeit mit den Kunstlehren gesagt ist, genau genommen nur bei Herbarts praktischer Philosophie zutrifft, daß fast alle anderen Sittenlehren als Güter-, Tugend- und Pflichtenlehren sich von den Kunstlehren gar sehr unterscheiden: so dürfte dadurch einerseits mancher Widerspruch beschwichtigt, andererseits aber auch einige Verwunderung erregt werden. Denn es ist ja in der That auffallend,

Digitized by Google

daß die systematischen Darstellungen so weit auseinander gehen, da doch die dargestellten Objekte — das Ethische und das im engeren Sinne Ästhetische — eine so innige Verwandtschaft haben, eine Verwandtschaft, die nicht nur von besonnenen Forschern klar erkannt, sondern auch von ganzen Völkern in ihrer Unbefangenheit mehr oder weniger lebhaft gefühlt ist. Man denke nur, um sich von dem letzteren zu überzeugen, an eine Menge Wörter, die zugleich von ethischen und ästhetischen Erscheinungen gebraucht werden — Schön z. B. nennt man ja nicht nur Bilder, sondern auch Thaten; häßlich und abscheulich nicht nur Mißgestalten, sondern auch Gesinnungen; harmonisch nicht minder einen Charakter, als eine Musik; stolz ebensowohl einen Bau, als den Sinn eines Menschen. — Man sehe nur auf die Produkte des dichtenden Volksgeistes, die mythischen Wesen, die Schutzgeister und Quälgeister, die Musen, Elfen, Furien, Hexen. Zeigt sich nicht bei allen, wie in dem lateinischen turpe und dem griechischen Kalonkagathon, Ethisches und Ästhetisches innigst verschmolzen und innigst verwandt? Es kann nicht fehlen — bei solchen und ähnlichen Beobachtungen muß sich die Verwunderung darüber, daß das Ethische erst so spät eine seiner Natur angemessene systematische Darstellung gefunden hat, so lange wiederholen, bis durch das Studium der Geschichte der Ethik, besonders auch durch das Studium der Herbart'schen Schriften erkannt worden ist, wie die philosophischen Sittenlehrer bald wegen fehlerhafter Metaphysik die richtige Begründung, bald wegen mangelhafter Psychologie und Logik die richtige Umgrenzung und Sonderung des wissenschaftlichen Objektes verfehlt haben, und wie sie bald auch wegen praktischer Zwecke von dem, wie es scheint, nächsten rechten Wege mehr oder weniger abgelenkt worden sind.

Hier erwarte man indes keine derartige historisch-kritische Untersuchung, keine Polemik gegen andere Systeme, auch keine ausdrückliche Apologie des Herbart'schen, denn es soll nach dem Grundsatze: verum est judex sui et falsi — die in der Überschrift angedeutete Arbeit ohne weitere Seitenblicke angegriffen werden, nachdem für Schüler Herbarts nur noch die Bemerkung vorangeschickt ist, daß der Verfasser nicht das Glück gehabt hat, des Meisters mündliche Vorträge über seine praktische Philosophie zu hören. —

Der praktischen Ideen nun, mit denen als dem Kern von Herbarts praktischer Philosophie diese Blätter vorbereitend bekannt machen sollen, gibt es fünf: 1) die Idee der inneren Freiheit, 2) die Idee der Vollkommenheit, 3) die Idee des Wohlwollens, 4) die Idee des Rechts, 5) die Idee der Billigkeit. Sie sind sämtlich geistige Bilder, Abbilder, Ab-

Digitized by Google

spiegelungen von gewissen Willens-Verhältnissen und führen also ihren gemeinsamen Namen nicht mit Unrecht. Eigentümlich ist ihnen, wie allen gleichartigen Vorstellungen von Verhältnissen, daß sie stets eine von den beiden ästhetischen Urteilen: es gefällt, es ist schön, und: es mißfällt, ist häßlich — hervorrufen, und zwar um so deutlicher, je reiner und höher sie selbst im Bewußtsein stehen. Diese ästhetischen Urteile lassen sich nun zwar im Denken von den Ideen absondern, in der Wirklichkeit aber nicht; denn sie folgen denselben unausbleiblich, wie jede Wirkung ihrer Ursache. Man kann also auch von den Ideen selbst sagen, daß sie urteilen, Lob und Tadel aussprechen, daß sie dasselbe thun, was man allgemein dem Gewissen zuzuschreiben pflegt. Da nun die Ideen, wenn sie in dem heranwachsenden Menschen einmal lebendig und wach geworden sind, wohl eingeschläfert und betäubt werden können, aber aus ihrem Schlummer und ihrer Betäubung entweder von selbst wieder erwachen, oder durch das öffentliche Gewissen wach gerufen werden; da sie immer aufs neue ihre Stimme vernehmen lassen: so drängen sie wenigstens auf die Dauer zu einem gewissen Thun und Lassen und heißen darum praktisch.

Deutlicher wird dies alles weiter unten werden. Vorläufig indes kann schon ein vergleichender Hinblick auf die schönen Künste, namentlich auf die Musik, das Verständnis erleichtern. Auch die Musik kümmert sich um das Tönen an sich, was den Physiker interessiert, eben so wenig, wie die Ethik um das bloße Wollen, worauf der Psycholog selbst in der Tierwelt seine Aufmerksamkeit richtet. Sobald aber Verhältnisse von Tönen, seien es Akkorde oder Tonfolgen, wahrgenommen werden, läßt auch das musikalische Ohr, um nicht zu sagen: das musikalische Gewissen — seine Urteile vernehmen und zwar um so entschiedener, je reiner — etwa in stiller Nacht — die Töne aufgefaßt und zusammengefaßt werden. Diese Urteile begleiten aber nicht bloß die sinnliche Wahrnehmung, sondern folgen derselben auch nach und gehen ihr voraus, ja, werden, wie beim bloßen Notenlesen, auch ganz ohne dieselbe gefällt. Ein Beweis, daß in der Seele Bilder, Abbilder, Abspiegelungen, Ideen der Tonverhältnisse vorhanden sind. Will nun der Musiker nicht durch Disharmonien verletzt werden und verletzen, sondern durch Harmonien ergötzt werden und ergötzen, so muß er sich nach den Urteilen der bleibenden musikalischen Ideen richten. Sie werden also für ihn eine leitende Macht, wie die praktischen Ideen für den praktischen Menschen.

Die Musik liefert aber nicht allein treffende Analoga für die Ethik, sondern die Lehre von den einfachsten musikalischen Ideen, den Intervallen, Akkorden und Tonfolgen, der sogenannte Generalbaß ist auch wegen

Digitized by Google

seiner Genauigkeit und seit Jahrhunderten erkannten Zuverlässigkeit ein gutes Vorbild für die sittliche Elementarlehre, und deshalb soll in der folgenden Darstellung der Ideen auch das Verfahren eines Musiklehrers in manchen Stücken nachgeahmt werden.

Ehe jedoch dazu geschritten wird, dürften dem Verständnis suchenden Leser einige vorläufige Winke nützlich sein. Sie ließen sich allenfalls in die eine Mahnung zusammenfassen, daß man sich ähnlich verhalten möge, wie ein Musikfreund beim Studium der Elemente seiner Kunst; wegen ihrer Wichtigkeit aber sollen sie noch mehr im einzelnen gegeben werden. Man fürchte also vor allen Dingen nicht, daß hier wünschenswerte Geheimnisse enthüllt, daß das Gewissen seiner Sinai-Schauer erregenden Macht, das Gesetz seines Ansehens beraubt werden möchten. Statt dessen gebe man sich vielmehr der Hoffnung hin, daß die Kenntnis der Ideen zur richtigen Beurteilung sittlicher und unsittlicher Erscheinungen, wie auch zur sicheren Leitung seiner selbst und anderer förderlich sein werde. Man suche aber nicht zu früh durch angestellte Proben zur Gewißheit darüber zu gelangen, sondern begnüge sich vorläufig mit der reinen Auffassung der einzelnen vorzuführenden Willensverhältnisse. Um dieselbe zu erleichtern, dürfte es für die in psychologischen Beobachtungen weniger Geübten ratsam sein, sich die geistigen Erscheinungen unter irgend einem Bilde zu denken. Das Wollen z. B. könnte gedacht werden als eine Petition, oder als ein Angriff, die Ideen etwa als Richter. Dabei enthalte man sich aller Fragen nach dem Ursprunge des Wollens und der Ideen; denn wüßte vielleicht die Psychologie auch darauf zu antworten, so würde für den nächsten Zweck doch gar nichts dadurch gewonnen. Man frage auch nicht, auf welche Weise ein Wollen hervorgerufen, ein anderes unterdrückt werden könne, weil man damit in die Pädagogik geraten würde. Sind nun bei ruhiger Aufmerksamkeit und beharrlicher Entsagung die Willensverhältnisse rein gefaßt, und lassen sich infolge davon die ästhetischen Urteile deutlich vernehmen, so fordere man ja keinen Beweis für deren Richtigkeit, denn das Schöne und Häßliche, das Wohlgefällige und Mißfällige kann nicht bewiesen, sondern nur gewiesen werden. Selbst dann zweifele man nicht an der Richtigkeit der Urteile, wenn die daraus hervorgehenden praktischen Weisungen, wie das so häufig der Fall ist, einander widersprechen sollten. Man merke sich bei solchen Erfahrungen vielmehr, daß, um unter auseinandergehenden — mit einzelnen Ideen aber übereinstimmenden — Willensrichtungen Eintracht und Einklang herzustellen und zu erhalten, ein ähnliches Ausgleichen

Digitized by Google

— Temperieren — nötig ist, wie es der Musiker ausüben muß, der ein Instrument richtig stimmen will.

Diese vorläufigen Erinnerungen werden genügen, so daß nun zu der Betrachtung der einzelnen Ideen übergegangen werden kann. Voran steht, und zwar zunächst bloß aus einem logischen Grunde:

die Idee der inneren Freiheit.

Um sich derselben klar und deutlich bewußt zu werden — denn vorhanden ist sie schon —, denke man sich — am besten in dem Gemüte eines anderen — ein beliebiges, aber — am zweckmäßigsten — starkes Wollen; man denke sich, daß jemand einen wichtigen Schritt thun will. Diesem — speziellen — Wollen gegenüber denke man sich in *demselben* Gemüte eine Beurteilung desselben, eine Überlegung, ein Besinnen — womit offenbar ein *allgemeines* Wollen und bez. Nichtwollen des Angenehmen und Unangenehmen, des Nützlichen und Schädlichen, des Möglichen und Unmöglichen, des Erlaubten und Unerlaubten, des Sittlich-Schönen und Sittlich-Häßlichen u. s. w. verbunden ist. — Darauf fasse man das Wollen und seine Beurteilung zusammen, doch so, daß die beiden Glieder des Verhältnisses nie ganz verschmelzen, sondern stets in ähnlicher Sonderung erscheinen, wie die einzelnen Töne eines Akkordes. Endlich sehe man auch von der Beschaffenheit des Wollens und der Beurteilung an sich ganz und gar ab — wie man auch bei Akkorden als solchen nicht auf die Instrumente sieht, welche tönen — und fasse lediglich das gegenseitige Verhältnis ins Auge. Alsdann hat man ein Bild, eine Idee vor der Seele, die nicht unpassend die Idee der inneren Freiheit genannt wird.

In diesem Bilde ist dann aber notwendig schon ein Moment enthalten, dessen noch nicht gedacht ist. Zwischen den beiden Verhältnisgliedern ist nämlich stets entweder Übereinstimmung oder Streit. Und deswegen nimmt nun auch die Idee der inneren Freiheit zwei besondere Gestalten an und ruft in jeder derselben ein besonderes ästhetisches Urteil hervor. Findet nämlich zwischen dem Wollen und seiner Beurteilung Übereinstimmung statt, so gefällt dies absolut; ist dagegen Zwietracht zwischen beiden Gliedern, so mißfällt dies absolut. Absolut heißen die beiden ästhetischen Urteile, weil sie weder eines Beweises fähig, noch bedürftig sind; weil ein jeder, der das eine oder andere Verhältnis mit *ästhetischem* Auge ansieht, denselben beistimmen muß. Wo Nebenrücksichten obwalten, da kann allerdings ganz anders geurteilt werden: es kann unangenehm sein, wenn jemand mit sich selbst einig und zufrieden ist; es kann Vergnügen machen, wenn ein anderer in Verlegenheit ist,

Digitized by Google

nicht kann und nicht darf und nicht weiß, was er will, und bereut, was er gewollt hat.

Wer nun mit der rein gefaßten Idee der inneren Freiheit gleichsam sein geistiges Auge bewaffnet, so daß er die Welt und sich selbst nur durch sie betrachtet, der findet freilich fast überall Veranlassung zum Loben und zum Tadeln; gar manches und manche aber, worüber vielleicht von anderen Ideen sittliche Urteile gesprochen werden, fallen ganz außerhalb seines Gesichtskreises. So weiß er z. B. über die kleinen Kinder nichts zu urteilen. Denn wenn er auch ein reiches Wollen bei ihnen bemerkt, so findet er doch in ihren eigenen Köpfen keine Beurteilung desselben. Ebenso geht es ihm nicht selten auch bei den Erwachsenen, wenn sie nämlich aus Bequemlichkeit, oder Leichtsinn, oder wegen heftiger Affekte und Leidenschaften nicht zur Beurteilung kommen. Ferner weiß er von seinem Gesichtspunkte aus auch bei denjenigen nichts zu loben und zu tadeln, welche die Bestrebungen anderer Menschen beurteilen; es sei denn, daß Beurteiler und Beurteilte eine moralische Person sind, einer Gesellschaft, einer Stadt, einem Staate, einem Volke angehören.

Erst da ist er in seinem Elemente, wo er die beiden angegebenen Verhältnisglieder in einem Kopfe beisammen findet, und in diesem Falle läßt sein entschiedenes Urteil auch keinen Augenblick auf sich warten. Bemerkt er innere Übereinstimmung, Harmonie, Freiheit, sieht er einerseits Klarheit, Sicherheit, Beharrlichkeit des Urteils, andererseits Folgsamkeit des Willens, schnellen Gehorsam, so gewährt ihm dieser Anblick stets ein reines Wohlgefallen. Die Grade desselben sind allerdings verschieden. Es nimmt ab, wenn und wie sich die Vorstellung des Verhältnisses verdunkelt; es wächst, wenn und wie dieselbe sich aufhellt, und erreicht da seine höchste Höhe, wo die Sicherheit des Urteils — z. B. beim Widerspruch der öffentlichen Meinung — und die Folgsamkeit des Willens — z. B. bei freudiger Übernahme schwerer Arbeiten und freudiger Darbringung großer Opfer — mit glänzender Klarheit zum Vorschein kommen.

Dieses Wohlgefallen an der inneren Harmonie erneuert sich in ihm dann weiter auch überall, wo er sie voraussetzt oder eine Nachahmung des inneren Vorganges bemerkt. Und darum sieht er gern unabhängige, freie Menschen, gern Leute mit klaren, ruhigen Gesichtszügen; darum liebt er einen präzisen Tanz und militärische Übungen; darum lauscht er mit stillem Behagen auf die Natur, auf das Leben der freien Tiere, auf die Bewegung der Magnetnadel, auf das Ebben und Fluten des Meeres, auf die Symphonie des Waldes und die Harmonie der Sphären.

Digitized by Google

Mißfallen empfindet er dagegen überall, wo er innere Disharmonie, innere Unfreiheit wahrnimmt, und zwar ebenfalls in verschiedenen Graden. Je schwankender das Urteil ist, je wankelmütiger der Sinn, je widerwilliger der Gehorsam, je widersprechender die Gelüste, je anhaltender die Selbstquälerei, je niedriger die Sklaverei, desto widerwärtiger sind ihm solche Erscheinungen.

Da nun aber die Idee der inneren Freiheit in ihrer ursprünglichen Gestalt von der Beschaffenheit des Wollens und seiner Beurteilung gänzlich absieht, da ferner die Beurteilung ganz gewöhnlich mangelhaft und verkehrt ist — denn welcher Mensch, welcher Stand, welche Nation, welches Zeitalter nährte nicht gewisse sittliche Vorurteile —: so ereignet es sich gar oft, daß diejenigen von anderen Ideen hart getadelt werden, welche von der Idee der inneren Freiheit unbedingtes Lob ernten. Bald werden sie von der Idee der Vollkommenheit für gemeine Naturen erklärt, bald von der Idee des Wohlwollens für hartherzig und lieblos, bald von der Idee des Rechts für Frevler und Verbrecher, bald von der Idee der Billigkeit für undankbar und rachsüchtig.

Wer nun derartigen Tadel wegen seiner sittlichen Harthörigkeit gar nicht vernimmt, oder von sich abzuwehren weiß, der hat der Idee der inneren Freiheit allein gegenüber einen leichten Stand; er kann leicht ein gutes, d. h. ein ruhiges Gewissen bewahren. In wessen Innerem dagegen auch die Mahnungen aller übrigen Ideen unaufhörlich ertönen, der hat auch der Idee der inneren Freiheit gegenüber eine so schwere Aufgabe, daß er sie oft erst in späten Jahren unvollkommen lösen lernt. Sie gestattet nämlich in diesem Falle nicht eher Ruhe, als bis bei der Beurteilung auch alle übrigen Ideen Sitz und Stimme haben, und deren Sprüche nicht bloß unter sich, sondern auch mit dem anderen allgemeinen Wollen und mit dem beurteilten Willen in Übereinstimmung sind und bleiben.

Auf die angedeutete Leichtigkeit und Schwierigkeit, innerlich frei zu werden, auf die Verschiedenheit der menschlichen Naturen nimmt die Idee der inneren Freiheit bei ihrem Lob und Tadel zunächst aber gar keine Rücksicht. Sie stellt einen Sokrates nicht höher, als einen schlichten Landmann; sie tadelt einen Petrus, der seinem hochherzigen Entschlusse ungetreu geworden ist, aufs schärfste und begrüßt die Frau, die zu Huß' Scheiterhaufen eifrig Holz hinzuträgt, als sancta simplicitas. Offenbar versteht sie es also in ihrer Einseitigkeit nicht, den ganzen sittlichen Zustand eines Menschen zu würdigen, und daher ist es auch leicht zu erklären,

Digitized by Google

daß ihre praktischen Weisungen nicht selten verkehrt sind. Sie empfiehlt z. B. nicht bloß die Entschlossenheit, sondern auch die Verwegenheit, nicht bloß die Beharrlichkeit, sondern auch die blinde Konsequenz. Sie hat allerdings den Heiligen des Evangelii selbst mitten unter die Feinde geführt, aber auch die Einsiedler aus der menschlichen Gesellschaft hinausgetrieben.

Demnach kann auch die Idee der inneren Freiheit nicht ohne weiteres das einzige gesetzgebende Prinzip sein, wozu die Stoiker sie machten*), und es ist bloß ein verführerisches Wort, daß „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst." Sie wird aber, wenn sie in der oben angedeuteten Art die übrigen Ideen in sich aufnimmt, nicht nur auch dem Range nach prima inter pares, sondern auch die Krone von allen; sie wird — um kunst-mythologisch zu sprechen — aus einer Minerva oder einem Apollo Jupiter selbst, und dann gehen von ihr allein unbedingt-gültige Gesetze aus.

Versucht hat man indes, auch die übrigen Ideen zu alleinigen Prinzipien der Sittlichkeit zu machen. Und das ist kein Wunder. Denn so winzig und wesenlos sie zuerst auch erscheinen mögen, so leicht sie schon wegen ihres mißbrauchten Namens lächerlich gemacht werden können, so hoch und hehr erscheinen sie bald dem, der ihr Wesen und Walten in der eigenen Brust, im Leben, in der Geschichte und in den Meisterwerken der Kunst still und anhaltend beobachtet. Er sieht in ihnen Offenbarungen des Ewigen, schaut gern in ihr hohes ruhiges Antlitz und fühlt sich dabei gehoben. Er merkt, daß sie ihrem treuen Priester lächeln, aber wahnsinnig machen können, wenn sie verletzt werden. Und darum weiht er sich willig ihrem Dienste und sucht entweder durch praktisches Handeln, oder dadurch, daß er ihren Willen verkündigt, oder indem er in Kunstwerken Denkmäler ihrer Herrlichkeit hinstellt, ihre Gunst zu gewinnen und zu bewahren. Schon vereinzelt können sie das bewirken, und so ist es auch wohl zu erklären, daß philosophische Köpfe eine Idee und zwar diejenige, für welche ihnen nach ihrer Natur und ihrem Bildungsgange zuerst ein Licht aufgegangen war, zum alleinigen Prinzip der Sittlichkeit erhoben und aus ihm — freilich immer mehr oder weniger gezwungen — alle Pflichten abzuleiten gesucht haben. Die nach der logischen Ordnung zweite Idee stellte z. B. Wolf in seinem: perfice te — vervollkommne dich — als oberstes Prinzip auf.

---

*) Vgl. Thilo: Gesch. d. Phil. I. § 115.

Digitized by Google

Diese

Idee der Vollkommenheit

soll nun weiter in der angefangenen Weise betrachtet werden.

Um von derselben eine klare und deutliche Anschauung zu bekommen, denke man sich — etwa unter dem Bilde einer Pflanze oder eines Tones — ein beliebiges Wollen bloß nach seiner Größe. Daneben stelle man, wie an einen Maßstab, ein beliebiges zweites Wollen, welches ebenfalls als bloße Strebung gedacht ist. Faßt man alsdann das messende und gemessene Wollen vergleichend zusammen, so hat man die Idee der Vollkommenheit vor Augen.

Auch diese Idee wird nun stets von einem der beiden ästhetischen Urteile begleitet. Wächst nämlich das gemessene Wollen über sein Maß hinaus, so gefällt dies, und zwar um so mehr, je höher es sich über dasselbe erhebt. Sinkt es dagegen unter sein Maß hinab, so mißfällt dies, und zwar auch um so mehr, je weiter es sich von dem anderen Verhältnisgliede entfernt. Weder eigentliches Wohlgefallen, noch Mißfallen, sondern Gleichgültigkeit oder Zufriedenheit zeigt sich in dem Beobachter dann, wenn das Maß und das Gemessene zusammenfallen.

Offenbar kann nun mit Hülfe dieser Idee jedes Wollen einer jeden Person und einer jeden Gesellschaft beurteilt werden, denn jedes Wollen hat ebenso gewiß irgend eine Größe, wie jedes Tönen irgend eine Stärke hat; aber es kann sich nicht jedermann bei jedem vorliegenden Falle derselben bedienen.

Gar viele bleiben bei dem Anblick menschlicher Bestrebungen, welche die Idee der Vollkommenheit lebhaft lobt oder tadelt, ganz gleichgültig, weil sie nicht verstehen, was sie sehen, weil sie den Grund der Erscheinung, die geistige Spannung, nicht in sich nachbilden können oder wollen. So findet man nicht selten eine gegenseitige Gleichgültigkeit zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen Jünglingen und Greisen, zwischen Schwachen und Starken, zwischen Niedrigen und Hohen, zwischen kleinen und großen Geistern, zwischen freien und geknechteten Völkern, zwischen Zeiten der Erniedrigung und der Erhebung.

Manche urteilen zwar, aber ganz anders als die Idee der Vollkommenheit, weil sie nicht lediglich auf die zum Vorschein kommende geistige Spannkraft achten, sondern zugleich auf die Güte des Strebens sehen, oder auf seine Ursache, seine Folge, auf den begleitenden Verstand, die begleitende Gemütsstimmung. Sie schmähen bei solcher Ansicht nicht selten die Bestrebungen, welche die Idee der Vollkommenheit entschieden lobt; sie lachen,

Digitized by Google

indem ihnen nur logische Kontraste in die Augen springen, wo die ästhetisch urteilende Idee mit heiligem Zorne erfüllt.

Die Erfahrung nun, daß ohne die reine Idee ganz anders geurteilt wird, als mit derselben, kann an den angegebenen ästhetischen Urteilen natürlich nicht irre machen, eben so wenig aber auch die Wahrnehmung, daß mit der Idee ein und dasselbe Wollen von Verschiedenen verschieden geschätzt wird. Denn auch diese Verschiedenheit hat ihren Grund nicht etwa in einer Unsicherheit der urteilenden Idee, sondern in der Ungleichheit der vorschwebenden Verhältnisse.

Das häufige Vorkommen einer solchen Ungleichheit kann aber niemand auffallen, der bedenkt, was erforderlich ist, damit die Beurteiler völlig gleiche Verhältnisse vor Augen haben. Offenbar nämlich muß zu dem Ende nicht nur das vorliegende Wollen seiner Quantität nach ganz gleich geschätzt, sondern auch an die so gewonnenen gleichen Größen genau derselbe Maßstab gelegt werden. Es ist also eine Einmütigkeit dazu nötig, die nur selten vorauszusetzen ist. Am häufigsten findet sie sich noch bei Menschen von gleicher Bildung und gleichem Temperament, besonders dann, wenn einfache, klare Bestrebungen vorliegen, bei denen bloß die Intension, die Straffheit des Wollens in Betracht kommt. Wird aber ein mannigfaches Wollen zusammengefaßt, werden die Bestrebungen ganzer Tage, Jahre, Lebensalter, ja eines ganzen Lebens berücksichtigt, wird die Kraft einer Gesellschaft, eines Staates gewogen, kommt also außer der Intension auch die Extension und Konzentration des Wollens mit in Rechnung: so gehen — man beachte namentlich die Geschichtschreiber — auch die sonst einmütigen Beurteiler ganz gewöhnlich weit auseinander. Noch seltener treffen natürlich diejenigen bei ihrer Willensschätzung zusammen, die auf verschiedenen Bildungsstufen stehen und in sich selbst eine ungleiche Kraft haben. Denn nach dem altem Satze: Aller Dinge Maß ist der Mensch — kommen sie beim Summieren der Willenskraft unwillkürlich zu abweichenden Resultaten, legen sie unwillkürlich verschiedene Maßstäbe an.

Aber, wie gesagt, auch solche Erfahrungen können das Ansehen der ästhetischen Urteile: Ein Wollen, das über sein Maß hinauswächst, gefällt; ein Wollen, das unter sein Maß hinabsinkt, mißfällt — nicht wankend machen, sondern sie finden dessen ungeachtet bei allen, in deren Köpfen die Idee der Vollkommenheit aufgegangen, wenn auch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, eine völlige Zustimmung.

Will man sich immer aufs neue davon überzeugen, so sehe man sich nur weiter um und fasse zunächst diejenigen ins Auge, welche strebend sich selbst beobachten. Fühlen sie sich groß und stark, sehen sie ihr Wissen,

Digitized by Google

ihr Können, ihre gesamte geistige Kraft wachsen, so haben sie Freude an sich, sie gefallen sich. Sie suchen deshalb auch die Erinnerung an solche Zeiten und Lagen festzuhalten und erzählen noch in späten Jahren gern davon. Wenn sie sich dagegen klein vorkommen, wenn sie ihre Kraft abnehmen, ihren Willens- und Wirkungskreis sich verengern sehen, so empfinden sie Scham und Unwillen und suchen das Bild davon auszulöschen. Aus denselben Gründen gedenken auch ganze Völker gern ihrer Großthaten, besingen sie unermüdlich ihre heroischen Perioden, weisen sie mit Stolz auf ihre großen Männer hin; die Zeiten der Zerrüttung, der Erniedrigung und Knechtschaft aber möchten sie am liebsten ganz aus ihrer Geschichte streichen.

In gleicher Weise kommt die Idee der Vollkommenheit mit ihren Urteilen auch bei denjenigen zum Vorschein, die sich mit anderen messen. Stehen sie — nicht als Bewunderer und Nacheiferer, sondern als Nebenbuhler — neben größeren, so fühlen sie sich gedrückt, überwinden sie andere aber im Wettstreit, so haben sie die Genugthuung eines Siegers.

Ferner offenbart sich die Idee der Vollkommenheit mit ihren Urteilen auch da, wo einer den anderen — z. B. ein Erzieher den Zögling, ein Freund den Freund — bei seinen Bestrebungen beobachtet. Der Zuschauer ist nämlich hoch erfreut, wenn er plötzlich ein nicht erwartetes Vermögen entdeckt, sagen muß, daß jemand sich selbst übertrifft; er wird dagegen schmerzlich berührt, wenn er eine ungekannte Schwäche bemerkt, sieht, daß jemand seinen Ruhm überlebt.

Endlich bewähren sich die angegebenen ästhetischen Urteile auch dann, wenn die Menschen unter einander verglichen werden. Diejenigen, welche sich auszeichnen, welche eine ungewöhnliche Geistes- und Willensgröße zeigen, oder auch nur vermuten lassen: die Starken, die Dreisten, die Ausdauernden, die Kühnen, die Tapferen, die Klugen, die Gewandten, die Gelehrten, die Virtuosen, die Reichen, die Vornehmen, die Mächtigen — sie ziehen die Augen auf sich, werden geachtet, geehrt, gepriesen. Das Gerücht wird nicht müde, ihre Namen zu nennen, die Geschichte hört nicht auf, von ihnen zu erzählen. Diejenigen aber, welche an Geist und Willen schwach sind, welche Unwürdiges treiben, sich erniedrigen und wegwerfen: die Weichlinge und Feiglinge, die Lüsternen, die Geizigen, die Knechtischgesinnten — sie werden übersehen, verachtet, verabscheut.

In praktischer Hinsicht führt nun auch die Idee der Vollkommenheit, so lange sie isoliert steht, bald zum Rechten, bald zum Verkehrten. Sie stört aus erschlaffender Ruhe auf, treibt beständig vorwärts und erregt edlen Wettstreit mit anderen; sie hält den Sinn über dem Gemeinen

Digitized by Google

empor und erzeugt die echte Mannhaftigkeit — virtus — und mit ihr einen ganzen Chor von Tugenden — virtutes —, die wohl die männlichen und antiken genannt und hier mit altrömischen Wörtern benannt werden dürfen: die gravitas, veritas, dignitas, die animi magnitudo und firmitas, die patientia und fortitudo, die constantia, abstinentia, continentia. Weichere Gemüter aber, namentlich die Seelen der Frauen und der Künstler erfüllt sie wenigstens mit hoher Bewunderung für männliche Charaktere und treibt beide, sich durch sie zu ergänzen, jene, indem sie sich mit ihnen verbinden, diese, indem sie dieselben künstlerisch darstellen und sogar — über das historisch Gegebene hinausgehend — Halbgötter und Götter schaffen.

Die Idee der Vollkommenheit erzeugt aber auch die falsche Scham, Neid, Schadenfreude, Verkleinerungssucht, die Selbstüberhebung, Eitelkeit, Dünkel, Aufgeblasenheit, Hochmut, Übermut, Unverschämtheit, Frechheit; sie macht ungenügsam, habsüchtig, ehrsüchtig, herrschsüchtig, streitsüchtig; sie treibt zu Lug und Trug und Meineid; sie nimmt die Leidenschaften und die erregenden Affekte in gefährlichen Schutz und entschuldigt ungebührlich selbst Laster und Verbrechen, bei denen eine außerordentliche Kraft zum Vorschein kommt.

Erst dann zeigt sich die Idee der Vollkommenheit ihres Namens würdig, wenn sie sich mit den übrigen Ideen verbunden und in Übereinstimmung gesetzt hat. Alsdann leiht ihr die Idee der Billigkeit den richtigen Maßstab, so daß sie nirgends zu viel oder zu wenig fordert und gibt; alsdann flößt ihr die Idee des Rechts Achtung vor dem Gesetze ein, so daß sie sich nicht auf das Recht der Stärke berufen mag; alsdann zeigt ihr die Idee des Wohlwollens die hülfsbedürftige Menschheit und treibt sie zum Wirken für dieselbe; alsdann hält ihr die Idee der inneren Freiheit die Schönheit des Gleichmuts vor und sichert sie vor allem Übermaß. In dieser Verbindung bekommt aber die Idee der Vollkommenheit nicht allein selbst erst ihren rechten Glanz, sondern gibt ihn auch allen übrigen Ideen, ja, durch sie wird hauptsächlich der Rang bestimmt, den ein Mensch im Reiche der Sittlichkeit einnimmt.

Daß die Idee der Vollkommenheit sich wenigstens mit der dritten in der logischen Reihe — der Idee des Wohlwollens — innig verbinden muß, hat Schiller schön gesagt in dem Distichon:

> Nur zwei Tugenden gibt's, o, wären sie immer vereinigt;
> Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Digitized by Google

Diese

Idee des Wohlwollens

nun hat ebenso, wie alle übrigen Ideen, ihren Namen nur von dem schönen Willensverhältnisse, welches ihr zu Grunde liegt. Darum wird man aber die Wahl desselben nicht tadeln wollen, denn es ist leicht einzusehen, daß die beiden ihr untergeordneten Verhältnisse durch ein und dasselbe Wort nicht gleichmäßig bezeichnet werden können. Ja, gäbe es auch ein solches, so wäre es doch schwerlich dem jetzt gewählten vorgezogen, weil alsdann das häßliche Verhältnis nicht, wie es nun überall geschieht, schon durch den Namen für den zu vernichtenden Gegensatz des schönen erklärt würde.

Um nun diese Idee klar und deutlich in sich zu erzeugen, denke man, daß sich jemand ein fremdes Wollen vorstellt, ferner daß diese Vorstellung in ihm selbst ein Wollen hervorruft, wovon das vorgestellte fremde gleichsam eingeschlossen wird. Alsdann schaue man beide Wollen als die zugleich verbundenen und getrennten Glieder eines Verhältnisses an; und man hat die Idee des Wohlwollens vor Augen.

Entspricht nun das hervorgerufene wirkliche Wollen dem vorgestellten, nimmt es dasselbe liebevoll in sich auf, strebt es mit demselben nach einem Ziele, so gefällt diese Erscheinung. Ist aber das eigene Wollen dem fremden entgegen, sucht es dasselbe zu erdrücken, zu vernichten; so mißfällt das Verhältnis. Mit anderen Worten: das Wohlwollen — die Güte, die Gunst, die Fürsorge — ist schön; das Übelwollen — der Neid, die Mißgunst, die Schadenfreude, der Haß — ist häßlich.

Aus dem Gesagten erhellt, daß von Wohlwollen — das Übelwollen, welches leichter rein und richtig begriffen wird, bleibe hier meistens unberücksichtigt — nicht die Rede sein kann, wenn ein fremdes Wollen gar nicht vorgestellt wird. Da nun dieses Vorstellen in Hinsicht der leblosen Dinge nicht möglich ist, so mag man dieselben begehren und lieben, aber man kann kein Wohlwollen gegen sie hegen, es sei denn, daß sie zuvor durch die Phantasie belebt sind. Leichter schon regt sich eine Art von Wohlwollen gegen die Pflanzen. Man kann sich gütig derselben annehmen, uneigennützig für sie sorgen, denn ihr augenfälliges Suchen und Fliehen erscheint selbst dem prosaischen Beobachter nicht selten als ein bewußtes Wollen. Noch natürlicher freilich erbarmt man sich der edleren Tiere, weil ihre Bestrebungen mit dem menschlichen Wollen und Nichtwollen die größte Ähnlichkeit haben. Der eigentliche Gegenstand des menschlichen Wohlwollens aber ist der Mensch, denn nur seine Wünsche sind hinreichend bekannt und vorstellbar.

Digitized by Google

Wo nun auch Menschen gegen Menschen kein Wohlwollen zeigen, da hat das zunächst seinen Grund darin, daß sie ihre Bestrebungen gegenseitig nicht beachten. Der eine geht an dem anderen vorbei, ohne sich um dessen Vorhaben zu bekümmern. Teils ist er zu sehr mit sich selbst beschäftigt, teils sieht er seinen Nebenmenschen nicht als seinesgleichen an, sondern als ein Wesen mit ihm ganz unbekannten und gleichgültigen Gefühlen und Bedürfnissen; teils verschließt er Auge und Ohr, damit er nicht durch fremde Not und Klage in seiner Ruhe gestört werde. Der Egoismus also und der — sit venia verbo — Nosismus, die ausschließliche Rücksicht auf das Ich und das Wir verhindern das Vorstellen fremden Wollens und lassen so kein Wohlwollen aufkommen.

Ist nun aber auch dies eine Glied des in Frage stehenden Willensverhältnisses vorhanden, kann man also auch über Gleichgültigkeit nicht klagen, so fehlt doch häufig das reine Wohlwollen, weil das eigene Wollen mit dem vorgestellten zu sehr verschmilzt. Oder will man schon die bloße Sympathie, die oft, namentlich aber im magnetischen Schlaf einen wunderbar hohen Grad erreichen kann, dafür ansehen? Es mag die innige Teilnahme — Mitfreude, Mitleiden — ein weiches, gutes Herz offenbaren; sie mag denen wohl thun, welche sie empfinden, und denen, für welche sie empfunden wird; sie mag das Auge mit Thränen des Schmerzes und der Freude erfüllen und aussehen wie Wohlwollen — aber sie ist kein Wohlwollen, so lange das vorgestellte Wollen nicht als ein fremdes vorgestellt wird und mit einem davon unterschiedenen eigenen Wollen verbunden ist. Dies ist nun freilich häufig das Resultat sympathischer Gemütsbewegungen. Wenn das Herz sich beruhigt, das Selbstbewußtsein zurückkehrt, so erscheint der Silberblick des Wohlwollens. Nicht selten aber ist, wie bei Romanlesern, die Rührung weiter nichts, als ein weichliches Schwelgen in fremden Gemütszuständen, und Alles verschwindet spurlos, wie ein Traum, sobald die klare Besinnung wiederkehrt.

Endlich findet sich das ästhetische Willensverhältnis, welches die Idee des Wohlwollens für schön erklärt, auch da noch nicht immer, wo sich mit einem klar vorgestellten fremden Wollen ein wirkliches Wollen verknüpft; dann nämlich nicht, wenn das vorgestellte Wollen nicht an sich, als Endzweck, sondern bloß als Mittel gewollt wird. Es kommt kein Wohlwollen zur Erscheinung, wenn der eine dem anderen aus Furcht gehorcht, wenn Bittende durch Gaben entfernt werden sollen, wenn durch Freundlichkeit und Gefälligkeit Gunst, Ehre und Lohn gesucht wird. Es zeigt sich sogar das häßlichste Übelwollen, wenn die auf Verderben sinnende Falschheit und Bosheit, nach Art der Sirenen, freundlich und gefällig ist. In solchen und

Digitized by Google

ähnlichen Fällen aber will der Mensch eigentlich auch gar nicht den vorgestellten, fremden Willen, sondern nur seinen eigenen, und doch kommt es auf die beiden betonten Bestimmungen so sehr an und so wenig auf das augenblickliche wirkliche Wollen und Nichtwollen eines anderen, daß bei Überraschungen, ja selbst beim Wehethun, beim Strafen, das Wohlwollen oft am unzweideutigsten zum Vorschein kommt und darum auch am längsten verdankt wird.

So verhältnismäßig selten nun auch nach diesem allen das echte Wohlwollen sich finden mag, so schön ist es, wo es in seiner ganzen Reinheit unverkennbar hervorleuchtet. Wie lieblich ist nicht der Anblick, wenn ein Kind unaufgefordert seine ganze Habe mitteilt, wenn eine freundliche Mutter ihr schlafendes Kind behütet! Wer würde, wie der Dichter des Werther, nicht angezogen, wenn er eine Jungfrau ihren anhänglichen Geschwistern Gaben darreichen sieht! Wem hätte nicht einmal am Weihnachtsfeste, wo der Eintritt dieses Himmelskindes in die Menschenwelt gefeiert wird, Wohlwollen das Herz erquickt und gehoben! — Am liebsten freilich wird es bei Frauen wahrgenommen, deren Natur es am meisten gemäß ist; und in Frauengestalt, als Maria mit dem Christkinde, hat wohl auch darum die christliche Kunst die Idee des Wohlwollens am häufigsten gedacht und dargestellt. Wer sähe aber nicht auch gerne Männer, wie Pestalozzi, dessen „äußere Erscheinung so voll Wohlwollen war, daß man sich bei ihm sogleich heimisch fühlte"; wer begegnete nicht gern Menschenfreunden, die sich der Hülfsbedürftigen und Bedrängten thätig annehmen; wer hörte nicht gern eine Erzählung, ein Lied von einem braven Mann! — Wollen aber auch solche Erinnerungen noch keine unbedingte Zustimmung zu dem ästhetischen Urteile hervorrufen, so wird man sicherlich der Schönheit des Wohlwollens inne, wenn man an Menschen denkt, in denen es völlig erstickt zu sein scheint, „die an nichts keinen Anteil nehmen", an „Geister, die stets verneinen", denen Menschen-Freude eine Qual, Menschen-Qual eine Freude ist.

Wo nun die Idee des Wohlwollens aufgegangen ist und leuchtet, also auch überall, wo der Christus-Sinn herrscht, da wird sie praktisch ein wahrer Segen für die Menschheit. Sie thut wohl, erfreut und beglückt in kleinen und großen Kreisen; sie beschämt die Mißgunst und macht kalte Herzen warm; sie zerstört den häßlichen Haß und treibt zur Versöhnung. Insbesondere verhindert sie viele Übel, die ohne sie von den übrigen Ideen ausgehen würden. Sie mildert den Grundsatz der Idee der Billigkeit: Auge um Auge, Zahn um Zahn; sie bewegt die Idee des Rechts, lästige Grenzsteine zurückzuziehen oder ganz wegzureißen; sie sieht alle Menschen

Digitized by Google

als gleich an und verbindet wieder, was die Idee der Vollkommenheit getrennt hat; sie zerstört — der Idee der inneren Freiheit gegenüber — alle liebloſen Grundsätze und Maximen.

Gleichwohl darf auch sie nicht ganz allein herrschen wollen, oder sie richtet viel Unheil an. Hört sie — um hier wie auch an anderen Stellen zur Erregung des weiteren Nachdenkens nur einiges anzuführen — gar nicht auf die Idee der inneren Freiheit, so reißt eine verderbliche Prinziplosigkeit ein; erkennt sie die Idee der Vollkommenheit nicht als ebenbürtig an, so verstummt das kräftigende: hilf dir selbst — und einer entnervenden Sentimentalität wird Thür und Thor geöffnet; achtet sie nicht die Stimme des Gesetzes, macht sie statt dessen augenblickliches Belieben geltend, so zerstört sie Ordnung, Sicherheit und Vertrauen; und nimmt sie auf die Idee der Billigkeit nicht die gehörige Rücksicht, so empört sie die billig Denkenden bald durch unverdiente Begnadigung, bald durch maßlose Belohnung, bald durch beleidigende Gleichstellung und Bevorzugung.

Schwer mag es nun allerdings sein, die Idee des Wohlwollens mit den übrigen Ideen so in Übereinstimmung zu bringen, daß sich keine über sie beklagen kann. Daß es aber nicht unmöglich ist, beweist, wenn auch kein Anderer, so doch das höchste sittliche Ideal der Christenheit.

Es folgt nun

die Idee des Rechts,

die, wie auch die Idee der Billigkeit, sich von den bisher betrachteten in eigentümlicher Weise unterscheidet. Bei den Ideen der inneren Freiheit, der Vollkommenheit und des Wohlwollens fanden sich je zwei Willensverhältnisse, ein wohlgefallendes und mißfallendes, die, wie zwei magnetische Pole, einander gleichzeitig gegenüberstehen. Bei den Ideen des Rechts und der Billigkeit treten nun zwar auch je zwei Willensverhältnisse hervor, aber nicht neben einander, sondern nach einander, und zwar so, daß ein mißfallendes vorangeht und ein anderes nachfolgt, welches nicht sowohl an sich, als vielmehr durch Aufhebung des mißfallenden wohlgefällt. Bei den ersten drei stehen beide Willensverhältnisse *positiv* da, können daher beide auch wie ein Bild innerlich angeschaut und durch die Kunst äußerlich dargestellt werden; die beiden letzten dagegen sind, wie eine musikalische Disharmonie und ihre Auflösung, eine *doppelte Negation*, die sich nur begreifen, aber nicht anschauen, nur symbolisch, aber nicht plastisch darstellen läßt. So kann z. B. die Idee der Vollkommenheit lebendig in die Erscheinung treten teilweise als Mars, oder Merkur, oder Vulkan, oder Apollo, oder Minerva und in ihrer Gesamtheit als olympischer Jupiter;

Digitized by Google

die Ideen des Rechts und der Billigkeit aber können nur bezeichnet werden etwa durch das Scepter und den Donnerkeil des Jupiter, oder durch das Schwert, die Wage und die verbundenen Augen der Themis.

Auch dadurch unterscheiden sich die beiden letzten Ideen von den drei ersten, daß jene eine Mehrheit von Menschen, das äußere Leben im Auge haben und vorzugsweise den Juristen und Staatsmann interessieren, diese dagegen hauptsächlich das innere Leben der einzelnen Menschen berücksichtigen und vorzugsweise den Theologen und Erzieher beschäftigen.

Wegen dieser Verschiedenheiten haben nun nicht bloß Theologie und Jurisprudenz die praktische Philosophie in Sitten- und in Rechtslehre geteilt, sondern es hat auch die Philosophie, die für keinen besonderen Beruf und Stand arbeitet, aus rein wissenschaftlichen Gründen mancherlei Trennungen derselben versucht. Die Ideenlehre aber gestattet einerseits keine solche Trennung von Seiten der Philosophie und sucht andererseits die Einseitigkeiten der juristischen und theologischen Fakultät auszugleichen.

Das mißfällige Willensverhältnis nun, welches der Idee des Rechts zu Grunde liegt, ist der Streit. Streit aber entsteht, wenn zwei oder mehrere Personen über einen Gegenstand auf unverträgliche Weisen verfügen wollen, wenn sie ein und dasselbe haben oder thun wollen, wenn der eine gebietet und verbietet und der andere nicht gehorcht. Dieser Streit verschiedener Personen hat offenbar die größte Ähnlichkeit mit dem Streite unter entgegengesetzten und auseinandergehenden Bestrebungen einer Person und zeigt wie ein Vergrößerungsglas, was in einem unfreien Menschen vorgeht. Es kann ferner während des Streites auch Übelwollen zum Vorschein kommen und zwar bald als Ursache, bald als Wirkung; indes ist dasselbe dabei so wenig wesentlich, daß vielmehr die treueste Liebe ihn veranlassen und die beste Freundschaft ihn begleiten kann. Also nicht wegen seiner Verbindung mit dem Übelwollen mißfällt der Streit, auch nicht wegen seiner Ähnlichkeit mit der inneren Unfreiheit, sondern schon an sich, als das durch eine Sache, durch einen Zankapfel vermittelte Widerstreben verschiedener Personen, freilich nur dann, wenn einzig und allein auf diesen Gegensatz geachtet und von allem übrigen abgesehen wird.

Wo diese reine Auffassung fehlt, da kann allerdings der Streit gar oft und gar sehr gefallen. So besteht bei den meisten Knaben- und Männerspielen der Hauptreiz in dem Streit als Wettstreit. So zieht mancher erbitterte Streit, selbst der Streit auf Leben und Tod Zuschauer in Menge herbei, weil ihnen die im Streit sich offenbarende Kraft der

Digitized by Google

einzelnen Kämpfer Vergnügen macht. So finden furchtbare Schlachten einerseits begeisterte Darsteller, andererseits bewundernde Zuhörer und Zuschauer, weil die im Kampf hervortretende Willensgröße der Helden nach der Idee der Vollkommenheit wohlgefällt. Von anderen wird auch Krieg gepredigt, aber nicht aus Wohlgefallen am Streit, sondern weil sie einen unsittlichen Zustand aufheben, einen Tyrannen vertreiben, ein erlittenes Unrecht rächen wollen, weil sie durchdrungen sind von den Ideen der inneren Freiheit, des Rechts, der Billigkeit und des Wohlwollens wenigstens gegen ihre Mitbürger. Selbst diejenigen, welche Streit wünschen, weil sie sich Nutzen davon versprechen, lieben nicht sowohl den Streit, als vielmehr seine Folgen.

„Der Streit mißfällt" bleibt also ein wahrer Satz, der Kampf werde gewünscht und gepriesen, so viel er will. Wem dies nicht sogleich einleuchten will, der denke nur an mancherlei Zänkereien, die, wenn auch nicht einmal ein lächerliches Moment dabei hervortritt, wegen des Mangels an blendender Kraft in ihrer ganzen Häßlichkeit erscheinen. Man denke an Reibungen unter Verwandten, Nachbarn, Amtsgenossen, Gemeindegliedern, Staatsbürgern, an Streitigkeiten zwischen Regierenden und Regierten, an Bürgerkriege, Anarchie, Faustrecht. Es kann nicht fehlen — solche Erinnerungen müssen, besonders wenn sie der eigenen Erfahrung entnommen sind, eine lebhafte Zustimmung zu dem Satze: „der Streit mißfällt" hervorrufen.

Dies ästhetische Urteil enthält dann aber weiter die fortwährende Weisung, den Streit zu verhüten und, wo er entstanden ist, zu beendigen. Es erwächst also aus dem Mißfallen am Streit das Wohlgefallen am Vergleichen, an Frieden, Ordnung und Gesetz, und beides zusammen geht aus und wird umfaßt von der Idee des Rechts.

Im Dienste dieser Idee stehen daher diejenigen, welche Streitigkeiten zu schlichten bemüht sind: alle Mittler, Friedensapostel, Friedensvereine, alle Richter, sie mögen von Berufswegen oder als Vertrauensmänner entscheiden. Im Dienste dieser Idee stehen ferner diejenigen, die um des Friedens willen nachgiebig sind, die nicht eigensinnig an ihren Rechten festhalten, sondern sie bereitwillig opfern, wenn die öffentliche Ordnung es nötig macht. Im Dienste dieser Idee stehen auch alle Regenten in großen und kleinen Kreisen, die den Unruhestiftern wehren, alle Gesetzgeber, die ihre Statuten einzig und allein mit Rücksicht auf den zu sichernden Frieden entwerfen. Im Dienste dieser Idee stehen auch die Gesetze — Sitten, Gebräuche — selbst, sowohl die ungeschriebenen, als die geschriebenen,

Digitized by Google

denn sie sind die Schranken, die den Streit verhindern und die Ordnung erhalten. Darum stehen sie nun auch unter dem Schutze dieser Idee; sie sind unverletzlich, heilig, und heiligen alles, was unter ihrer Obhut steht. Und daher stehen endlich auch diejenigen im Dienste der Idee des Rechts, welche für das Gesetz begeistert sind, es ehren, preisen und zu erhalten suchen.

Wider die Idee des Rechts handeln dagegen alle diejenigen, welche mit Wort und That Gesetz und Ordnung verhöhnen, welche als Verleumder, Diebe und Räuber Personen und Sachen antasten, welche Rechte und Sitten verachten, welche, wie einst die athenischen und römischen Patrizier, aus Eigennutz und Liebe zur Willkür klaren gesetzlichen Bestimmungen abhold sind und entgegen arbeiten, welche die Regenten nicht ehren und hartnäckig jeden Streit aufs äußerste treiben.

Der Betrachtung dieser Idee geben sich natürlich diejenigen am liebsten hin, die am meisten ihr segensreiches Wirken erkennen. Zunächst also die Individuen und Körperschaften, welche die Häßlichkeit des Streites stark gefühlt haben, die in langwierige Streitigkeiten und Rechtshändel verwickelt gewesen sind, die anarchische Zeiten mit erlebt haben. Sie sind begeistert für Frieden, Ordnung und Gesetz, während die, welche in paradiesischer Ruhe still dahin leben, in die Lobpreisungen des Friedens nicht mit einstimmen können und sich um das kalte, starre Gesetz nicht bekümmern mögen. Ferner blicken diejenigen gern auf die Idee des Rechts hin, die ihres Schutzes vorzugsweise bedürftig sind: die Reichen und Privilegierten, die Schwachen, die einsam Wohnenden, die Reisenden zu Lande und zu Wasser, die Gesandten. Endlich auch diejenigen, welche sich von der Vernünftigkeit der Gesetze überzeugt haben, welche einsehen, daß sie nicht gegen die Forderungen der übrigen Ideen anstoßen. Sie alle sind natürlich zugleich konservativ, suchen das Bestehende zu erhalten, oder doch vor dem plötzlichen, gewaltsamen Umsturz zu schützen.

Wo aber die klare Einsicht und feste Überzeugung gewonnen ist, daß die gesetzliche Ordnung nicht taugt, daß die Gebote und Verbote den Ansprüchen der Billigkeit, des Wohlwollens und der Vollkommenheit schnurstracks entgegen stehen, da drängen zunächst diese Ideen — jede Opposition, die sich nicht auf Ideen stützt, zerfällt in sich selbst — die Idee des Rechts zum Vergleich. Will diese aber von Nachgeben nichts hören, ist ihr Wahlspruch: fiat justitia, pereat mundus, so entscheidet endlich die Idee der inneren Freiheit so, daß Übereinstimmung unter den Ideen wieder hergestellt wird.

Digitized by Google

Mit der Idee des Rechts nun verbindet sich, wie gesagt, zunächst zu einem besonderen Paar

die Idee der Billigkeit.

Das mißfällige Willensverhältnis aber, welches dieser Idee zu Grunde liegt, entsteht, wenn das Gleichgewicht zweier oder mehrerer Willens-Sphären durch absichtliches Wohl- oder Wehethun gestört wird.

Gleichgewicht besteht unter den Personen und Gesellschaften, deren Wollen zu ruhiger Neben-, oder Über- und Unterordnung gelangt ist. Es findet sich also nicht nur zwischen Gleichen, sondern auch zwischen Ungleichen: zwischen Starken und Schwachen, zwischen Großen und Kleinen, zwischen Hohen und Niedrigen, zwischen Herren und Knechten, ja selbst zwischen Feinden, so lange keiner angreift. Es findet sich auch zwischen verschiedenen Kreisen und Schichten eines Staates, zwischen verschiedenen Staaten eines Volkes, zwischen verschiedenen Völkern eines Erdteiles, zwischen verschiedenen Teilen der Erde.

Dies Gleichgewicht ändert sich, wenn die Kraft auf der einen Seite wächst, oder auf der anderen abnimmt, oder wenn beides nicht gleichmäßig geschieht. Es werden alsdann die Gleichen ungleich und die Ungleichen gleich oder doch mehr gleich, und dies kann wegen der Idee der Vollkommenheit allerlei Mißfallen erregen. So pflegen es wohl ältere Leute ungern zu sehen, wenn jüngere ihnen über den Kopf wachsen; Herren, wenn ihre Knechte selbständig werden; Hohe, wenn Niedrigere sich ihnen nähern oder gar gleich stellen.

Eine solche Änderung des Gleichgewichts aber und ein solches Mißfallen kommt hier nicht in Betracht, denn nur, wenn das Gleichgewicht auf die angegebene Weise gestört wird — wenn einerseits A nicht bloß die Absicht hat, B etwas zu Liebe oder zu Leide zu thun, sondern dieselbe auch ausführt, wenn andererseits B nicht nur die Wohl- oder Wehethat fühlt, sondern zugleich die in ihr eingeschlossene Absicht des A merkt —, regt sich immer in B, gewöhnlich auch in A und den etwaigen Zuschauern, wenngleich in verschiedenen Graden, das eigentümliche Mißfallen, welches der Idee der Billigkeit zu Grunde liegt.

Auf die Absicht, den animus, des thätigen A kommt bei dem beschriebenen Vorgange zunächst alles an. Sie kann zuweilen als Haß und sogar als Liebe auch ohne eigentliches Thun das gemeinte Mißfallen, kann Antipathie hervorrufen; das absichtslose bloße Thun aber, was vielleicht aus anderen Gründen getadelt wird, vermag dies nicht. Das Merken der absichtlichen That von Seiten des leidenden B und anderer aber ist

Digitized by Google

auch zur Erregung des eigentümlichen Mißfallens nicht gerade nötig, denn auch *verborgene* Verbrecher, namentlich Mörder, haben — nach dem Volksglauben selbst im Grabe — keine Ruhe. *Gewöhnlich* aber sind bei der angegebenen Folge die aufgezählten Momente als Grund alle beisammen.

Das Mißfallen nun, wovon hier die Rede ist, unterscheidet sich gar sehr von dem Mißfallen an innerer Unfreiheit, an Erniedrigung, am Übelwollen und am Streit; es hat aber große Ähnlichkeit mit dem ästhetischen Schmerz über Mangel an Rhythmus und Symmetrie in Kunstwerken und Naturerscheinungen.

Seine Grade richten sich teils nach der Größe der Störung, teils nach deren Dauer. Ist die absichtliche That eine gewöhnliche, leicht zu erwidernde Artigkeit, z. B. eine freundliche Begrüßung, so wird eine Störung und Mißfallen daran meistens gar nicht empfunden. Hat aber z. B. der Freund einen Brief geschrieben, so fühlt der Empfänger sich nicht selten so lange etwas gedrückt, bis er sich durch eine Antwort revanchiert hat. Und leistet gar ein früherer Gegner ganz unerwartet einen wichtigen, schwer zu vergeltenden Dienst, so kann das Mißfallen an der entstandenen Störung des Gleichgewichts schon sehr groß werden. In allen solchen Fällen aber wird das etwaige Mißfallen an der Wohlthat durch das Wohlgefallen an dem *Wohlwollen* entweder ganz überwogen oder doch sehr verringert.

Ähnlich zwar, aber doch auch wieder ganz anders als Wohlthaten wirken Beleidigungen. Sind sie, wie bei Neckereien, kaum merklich und werden sie sofort zurückgegeben, so haben sie für viele einen großen Reiz und verursachen fast gar keine Störung und Mißfallen. Gehen aber — um alle Zwischenstufen zu überspringen — empfindliche Wehethaten von denen aus, die zu großem Danke verpflichtet sind, und bietet sich kein Mittel zur Abwehr und zur Vergeltung dar, so kann — man denke etwa an Columbus in Ketten — die Störung wie ein Riß in der Welt erscheinen und das Mißfallen in starres Entsetzen übergehen.

Wie nun die Störung des Gleichgewichts durch absichtliches Wohl- oder Wehethun *mißfällt*; so *gefällt* die Wiederherstellung desselben, die Reaktion, die Zurückzahlung des empfangenen Wohls und Wehes, die *angemessene Vergeltung*; gefällt das Willensverhältnis, welches sich der Idee der Billigkeit als das zweite unterordnet und ihr den Namen gibt.

In solcher Gestalt *lobt* nun die Idee der Billigkeit zunächst diejenigen, welche unangenehme Störungen zu verhüten suchen: die, welche andere in Ruhe lassen, niemand ohne Beruf und Pflicht wehethun, jedem das Seine geben, aber auch nicht mehr thun, als was sich gebührt und ziemt.

Digitized by Google

Nicht minder lobt sie diejenigen, welche entstandene Störungen zu heilen bemüht sind, indem sie Gleiches mit Gleichem vergelten: die, welche Gefälligkeiten schnell erwidern, Dienste angemessen belohnen, Verdienste willig anerkennen, für Wohlwollen Dankbarkeit, für Vertrauen Wahrhaftigkeit und Treue beweisen, den Patriotismus und die Pietät in allen Gestalten. Sie lobt ferner die Beleidiger, welche sich beeilen Genugthuung zu geben, die Pflichtverletzer, welche gerechte Strafen als verdient hinnehmen, die Missethäter, welche Verbrechen bekennen, um sie zu büßen. Sie lobt endlich auch — man denke nur dahin, wo die übrigen Ideen, besonders die Idee des Rechts, unkräftig sind, denke an die heilige Vehme, an Blutrache, Duelle, Fehden, Rachekriege und die Aufforderungen dazu —, so lange das rechte Maß nicht überschritten wird, diejenigen, welche Wehethaten mit Wehethaten bezahlen, Beleidigungen rächen.

Die Idee der Billigkeit tadelt dagegen die Rohen, welche Unschuldige beleidigen; die Zudringlichen, welche durch übertriebenen Diensteifer lästig werden; die Unverschämten, welche unberechtigte Ansprüche machen; die Falschen, welche absichtlich eitele Hoffnungen erregen; die Pflichtvergessenen, welche ihren Posten verlassen; die Betrüger und Verräter aller Art. Außerdem tadelt sie auch die, welche Ungebührliches geduldig ertragen; die, welche keine Genugthuung annehmen; die, welche im Belohnen und Bestrafen das rechte Maß verfehlen; besonders aber diejenigen, welche Gutes mit Bösem vergelten.

Man begegnet also der Idee der Billigkeit bei jedem Schritt und Tritt: in Familien, in geselligen Kreisen, auf dem Markt, in den Gerichtshallen, auf den Bühnen, an den Opferaltären, in der Politik und in der Geschichte. Überall dringt sie durch Lob und Tadel auf angemessene Vergeltung.

Dabei zeigt sie oft eine wunderbare Macht, eine Macht, deren Anblick von jeher namentlich auch tiefsinnige Künstler ergriffen und zu ergreifenden Kunstwerken begeistert hat. Besonders sind es, da die zeichnenden Künste — etwa durch die Erinnyen oder die Nemesis auf einem Schlachtfelde — die Idee nur andeuten können, die epischen, dramatischen und lyrischen Dichter, welche durch Schilderungen von Frevelthaten und deren Entdeckung und Bestrafung die Zuhörer und Zuschauer zu erschüttern verstehen — vor allen Shakespeare.

Aber wie groß auch die Macht der Idee der Billigkeit sein mag, so findet sie doch bei ihrem Streben nach angemessener Vergeltung nicht selten Widerspruch und Widerstand von den übrigen Ideen. Bald heißt die Idee der inneren Freiheit verachten und vergessen, was sie verdanken oder ahnden

Digitized by Google

will; bald reizt die Idee der Vollkommenheit zu maßloser Belohnung und Bestrafung; bald fordert die Idee des Wohlwollens Gnade und Verzeihung, wo sie Züchtigung verlangt; bald gebietet die Idee des Rechts, die keine Selbstrache gestattet, Ruhe, wenn sie für Mißhandlungen Rache nehmen möchte. Ja, zuweilen gerät sie, wie bei Orestes und Hamlet, sogar mit sich selbst in Widerspruch. Und so zeigt sich auch hier wieder, daß, wer sich von den praktischen Ideen leiten lassen will, sie alle anhören und zur Übereinstimmung bringen muß. Gelingt dies aber beim besten Willen nicht, so bleibt freilich nichts anderes übrig, als den Knäuel der Anforderungen durchzuhauen und so die innere Freiheit — das A und O der Lebenskunst — zu gewinnen.

Nach dieser Betrachtung der praktischen Ideen wird nun vielleicht zugegeben, daß die Kenntnis derselben das Gewissen aufkläre, ohne es zu schwächen; daß sie nicht nur Selbstachtung und Menschenachtung, sondern auch religiöse Furcht und Liebe hervorrufe; daß sie die Erklärung sittlicher und unsittlicher Erscheinungen, die Beurteilung und Würdigung von Menschen, Menschen-Klassen und Menschen-Vereinen sichere; daß sie andere Sittenlehren, besonders die Kardinal-Tugenden der Alten und die oft sich widersprechenden Sprüche der Weisen begreiflich mache. Vielleicht wird auch zugegeben, daß die Ideenlehre als Theorie vorzüglich sei; daß sie feste Prinzipien habe, Prinzipien, die eine Vermischung des Verschiedenartigen und eine Trennung des Zusammengehörigen verhinderten; daß sie ein würdiges Ziel verfolge, indem sie anleite, das Gute um seiner eigenen Schönheit willen zu lieben und zu üben. Wenn aber alles dieses und noch mehr zugegeben und dabei behauptet würde, die Ideenlehre sei für den praktischen Menschen nicht brauchbar, sie mache zu bedenklich und erzeuge schwankende Charaktere, kräftigere Motive zum Thun und Lassen seien nötig, eine klare Pflichtenlehre, bestimmte Gebote und Verbote paßten allein für das wirkliche Leben —: so soll hier solchen pädagogischen Ansichten nicht widersprochen, sondern bloß erklärt werden, daß die Ideenlehre die übrigen Theorien, die sich durch gute Früchte bewährt haben, nicht verdrängen, sondern unterstützen will; daß aber eine angemessene Erziehung ihre Brauchbarkeit für den praktischen Menschen außer Zweifel setzen und zeigen würde, die Ideen seien auch in diesem Sinne praktische Ideen.

Digitized by Google

Schiller und die praktischen Ideen.

In Schiller haben sich die praktischen Ideen herrlich offenbart. Sie sind schon früh in ihm erwacht, haben ihn dann mehr und mehr durchdrungen und so bis ans Ende seiner hohen Laufbahn treu und sicher geleitet. Sie sind sein Genius, sein guter und starker Genius geworden.

In seiner Kindheit, die vernünftig geleitet wurde und ruhig verlief, kündigen sie sich am eigentümlichsten in ihrer Gesamtheit an durch sein leichtes und tiefes Verständnis sittlicher und religiöser Anklänge und durch seine Hinneigung zu ihrer Heimat und ihrem ewigen Ursprunge. In seiner Jugend, wo auch die Unvernunft in allerlei Gestalten auf ihn eindrang, kehren sich die Fühlfäden seines Gewissens vorzugsweise nach außen gegen die erscheinende und erschienene moralische und unmoralische Welt. Bald werden sie von herrlichen Erscheinungen der Neuzeit und des Altertums lebhaft angezogen, bald durch häßliche Thaten und Zustände heftig abgestoßen. Nicht lange, so treibt den bewegten Zuschauer sein edles Gemüt auf den großen sittlichen Kampfplatz und macht ihn zum eifrigen Streiter für Wahrheit und Freiheit und zum erklärten Feinde aller Lüge und sinnlosen Gewalt. In seinen männlichen Jahren verliert sich zwar das Brausen der Jugend, aber ihre Richtung bleibt und ihre Kraft nimmt fortwährend zu. Sein Sinn ist durchgehends dem Sittlichen zugewandt und wird dabei immer weiter, tiefer und klarer. In seinem letzten Stadium kehrt er beruhigt und gereinigt auch gern wieder zu dem Göttlichen zurück, „wie er einst in frommer Unschuld vom Göttlichen ausgegangen war". (Hoffmeister V, 383.)

Treten uns aber aus Schillers ganzem Leben und Weben die praktischen Ideen deutlich entgegen, so doch ganz besonders aus seinen Großthaten, seinen Schriften, seinen Werken. Sie atmen insgesamt einen sittlichen Geist, sowohl die prosaischen, als die poetischen, und von diesen wieder sowohl die lyrischen, als die epischen und dramatischen. Und

Digitized by Google

wenn in dieser Hinsicht auch große Unterschiede unter ihnen stattfinden, so dürfte doch, wer sich auch auf sittliche Gefühle und Stimmungen versteht, fast in keinem einzigen die Einwirkung des Gewissens ganz vermissen, vielmehr freudig einstimmen in das Urteil der scharf und tief blickenden Verehrerin Schillers, der Frau von Staël, die zu seiner Charakteristik ebenso wahr, wie treffend und schön sagt: La conscience est sa muse. (Palleske II, 570.)

Daß Schiller diese seine Muse immer geliebt habe, soll damit nicht gesagt sein. Es ist ja bekannt genug, wie er, seit ihm für altgriechische Naivetät und Simplizität die Augen aufgingen und er die sinnliche Fülle und Anmut der Goethe'schen Muse bewundern lernte, auf die seinige nicht selten mit Unbehagen hinblickte. Bald erschien sie ihm zu leidenschaftlich und ungeberdig, bald zu engherzig und spröde, bald zu idealistisch und sentimentalisch. Zuweilen wird ihm auch ihr tiefer Ernst beschwerlich, und er möchte dann wohl, wie seine Cassandra, die Priesterbinde zur Erde werfen, möchte, statt in die Tiefen des Lebens zu blicken, wie kurzsichtige Menschen sich freuen und hoffen, möchte mit allem spielen, über alles lachen können.

Solche Verstimmungen beim Anblick seiner Muse waren indes meistens nur von kurzer Dauer, und als seine Grundstimmung darf die angesehen werden, welche sich in dem Epigramm „An die Muse" ausspricht:

„Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind."

Auch die Vergleichung mit Goethe konnte ihn nur auf Augenblicke drücken, denn er war, was er seinem Freunde W. v. Humboldt nicht verheimlicht, sich wohl bewußt, daß er vor jenem auch etwas, was er nie erreichen könne, voraus habe. Und als es ihm nun nach und nach gelang, den reichen Schatz, den er aus der Tiefe seines Wesens heraufgehoben hatte, durch seine von den Fesseln der Philosophie wieder frei gewordene Phantasie flüssig zu machen und lebendig und schön zu gestalten, da stand er nicht nur neidlos neben dem bewunderten Altmeister, sondern pries auch, besonders in der „Huldigung der Künste", die Poesie, seine Muse — denn als Poeten sah er sich am liebsten an — als die herrlichste von allen.

Mit ähnlichen Empfindungen, als womit Schiller selbst seine Muse ansah, pflegten und pflegen auch seine Werke gelesen und gehört zu werden. Einigen, die das Leben leicht nehmen wollen, erscheinen seine Worte zu ernst und zu schwer. Sie suchen sie sich daher aus dem Sinne zu schlagen, oder wenn ihnen das nicht gelingt, parodierend damit zu spielen. Anderen,

Digitized by Google

die sich mit ihren Gedanken gewöhnlich in der sinnlichen Welt bewegen, werden seine Schriften unbequem, weil sie ihnen zu abstrakt sind. Wieder andere mögen die Sprache des Gewissens nicht hören, entweder weil sie in dem sittlichen Lobe und Tadel für sich selbst Vorwürfe vernehmen, oder weil sie überhaupt nicht wollen, daß ein Schriftsteller, insbesondere ein Dichter, die Wirklichkeit beklage und meistere. Verwöhnte Ohren nehmen Anstoß an seiner jugendlichen Kraftsprache, und Kunstrichter bemerken wohl mit Schillers eigenen Worten, er philosophiere zu viel als Dichter und dichte zu viel als Philosoph und Geschichtschreiber.

Wie viele Ausstellungen an Schillers Werken aber auch von einzelnen gemacht, wie oft sie auch bei Vergleichungen gegen andere herabgesetzt werden mögen, ein großes Publikum, vor allen das deutsche Volk, liebt sie und hält sie hoch. Es liebt sie besonders um ihres Gehaltes willen, den es mit Freuden auch in seinem eigenen Innern entdeckt; es liebt sie aber auch wegen ihrer Form, die seiner zugleich verständigen und schwungvollen Natur zusagt. Es liebt sie mit natürlicher und ewiger Liebe, denn sie sind Geist von seinem Geiste und scheiden, je mehr sie ihm in Fleisch und Blut übergehen, alles Wälsche und Ungesunde aus seinem Wesen aus. Darum wird es sich nun auch nicht die kleinste von den Gaben wieder entreißen lassen, die der verehrte Dichterphilosoph seiner selbst und seines Volkes würdig geachtet hat.

Wie aber Schiller selbst schon als Jüngling seine ganze Person höher stellt, als seine Schriften, so liebt und achtet ihn auch sein Volk noch weit mehr als Menschen, denn als Schriftsteller. Es weiß, daß sein reicher Geist, als er die irdische Hülle verließ, sich noch lange nicht erschöpft hatte; es rechnet zu dem, was es von ihm liest, seine innere Wahrhaftigkeit als das beste Teil hinzu; es fühlt, mag er sie auch zuweilen verbergen und verleugnen, seine seltene Herzensgüte, und sieht, was er zum Heile der Brüder gewirkt hat und wirkt, dankbar als beabsichtigtes Verdienst an. Es läßt sich mit immer neuem Interesse die Geschichte seines Lebens erzählen, bewundert bei allem Thun und Leiden den Adel seiner Seele und schaut schließlich von den Einzelheiten mit inniger Rührung auf die ganze Größe und Schöne seines Charakters hin.

Ihn verehren, soweit echte Kultur vorgedrungen ist, Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, alle Stände, alle Konfessionen, und ihre Menge — die Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes hat es aller Welt gezeigt — ist so groß, daß die Zahl seiner erklärten und versteckten Gegner daneben verschwindet und mehr als aufgewogen wird durch die Anhänger, welche er bei den Nachbarvölkern findet.

Digitized by Google

Schiller aber hat sich die allgemeine und dauernde Verehrung offenbar nicht durch Eigenschaften erworben, die er mit anderen gemein hat, sondern durch etwas, was sich einzig an ihm findet und allgemein und dauernd wohlgefällt. Das aber ist nichts anderes, als seine sittliche Höhe, die großartige Ausprägung aller sittlichen Ideen und deren harmonische Vereinigung in seiner Person. Weil es in Schiller sein besseres Selbst verkörpert sieht, darum schaut das deutsche Volk so gern auf ihn, weil es in seinem Bilde ein Palladium tüchtiger Gesinnung erkennt, darum setzt es ihm Denkmäler. —

Blicken wir nun auf das Bild, welches wir uns von Schiller gemacht haben, mit der Absicht hin, darin die sittlichen Grundzüge einzeln aufzusuchen, so tritt uns vor allen seine Größe entgegen. Sie ist so augenfällig, daß auch ein blöder Sinn sie sehen muß, daß selbst der Neid sie nicht übersehen kann. Sie ist es ja hauptsächlich, die Schiller im Gedächtnis der Menschen einen so hohen Platz verschafft und seinen Namen mit den unsterblichen Namen, welche von der Geschichte gepriesen werden, in ehrenvolle Gemeinschaft bringt.

So eigentümlich anziehend wird Schillers Größe freilich erst dadurch, daß sie sich mit den übrigen sittlichen Grundeigenschaften verbindet, welche weiter unten besonders betrachtet werden sollen; aber auch schon an sich, als bloße Stärke und Hoheit des Geistes und Sinnes, flößt sie Interesse und Achtung ein. Ihr Anblick gewährt ein ähnliches Wohlgefallen, wie ein stolz emporstrebender und kräftig sich ausbreitender und zusammenfassender Baum. Ist es in diesem die natürliche Triebkraft, die uns erfreut und aufrichtet, so ist es in jener

die Idee der Vollkommenheit.

Schiller war so organisiert, daß das seelische Leben das leibliche weit überwog. Sein Körper war mehr die bloße Behausung eines feinen und starken Geistes, als selbst ein Organ, das sich hätte geltend machen können. Von der Natur war er also für den Lehrstand bereitet, wofür er sich auch früh entschied. Er wollte ja zuerst Prediger werden, wie sein von ihm verehrter Lehrer Moser.

Als ihm nun der gerade Weg zu seinem Ziele versperrt wurde, da suchte er auf Nebenwegen zu erreichen, was ihm jetzt als seine Aufgabe vor Augen stand, nämlich sich in sich selbst zu vollenden, was die Pflanze willenlos ist, wollend zu werden. Er suchte seinen Geist mit den höchsten Wahrheiten zu bereichern und, was er als wahr und recht erkannt hatte,

Digitized by Google

laut auszusprechen. Dabei ertrug er auch noch einige Zeit standhaft den Druck, der auf ihm lastete, und sein naturgemäßes Wachstum hemmte. Als ihm aber, der schon den Lorbeer-Kranz auf seiner Stirn sah, noch weiter Unwürdiges zugemutet wurde, da zerbrach er die Bande, die ihn beengten, und machte sich frei.

In der neu errungenen Freiheit nahm nun der noch junge Dichter und Schriftsteller die Arbeit, wozu er sich berufen und gedrungen fühlte, sogleich wieder auf und schuf, obgleich behindert durch mancherlei Nebengeschäfte und häufige Erkrankung und auf des Weges Mitte verlassen von den Idealen, die ihn begeistert hatten, in einem kurzen Leben Werke von solcher Menge und Größe und Vollendung, daß wir beim Überblick derselben staunen über die Stärke des Geistes und Willens, der das alles hervorbrachte.

Auch als Forscher ging Schiller weiter auf der Bahn, auf welche ihn als Jüngling seine Natur geführt hatte. Nach wie vor suchte er zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, suchte er den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu finden. Bei diesem Streben ließ er sich immer willig unterweisen, aber nie Fesseln anlegen. Kein Dogma, es mochte kommen, woher es wollte, imponierte ihm so, daß er es ohne Prüfung und ohne Überzeugung angenommen hätte. Er verließ vielmehr die Meister und Führer, wenn sie ihm unzuverlässig zu werden schienen, und fühlte sich stark genug, allein in das Dunkel der Probleme einzudringen und ihre Lösung zu versuchen. Bis an das Allerheiligste ging er vor, wagte aber nicht, den Schleier, den er nicht durchschauen konnte, wegzuziehen, sondern ließ sich auch hier durch die innere Stimme warnen und genügen an den Worten des Glaubens.

Schiller war also auch ein besonnener Denker und wußte zu resignieren. Er verzichtete aber mit Kant um so leichter auf ein positives metaphysisches Wissen, da ihm noch ein großes Besitztum an Wahrheit, unmittelbarer und unbestreitbarer Wahrheit übrig blieb — das Reich des Guten und Schönen. Dies Besitztum konnte ihm nicht verfälscht überliefert werden, denn es kommt nicht von außen; es konnte ihm auch nicht durch Zweifel zerstört werden, denn es war in ihm, er brachte es ewig hervor.

Das sichere Gebiet der Ästhetik — der praktischen Vernunft und der Urteilskraft —, wo das Gewissen sein unbedingtes Ja und Nein spricht, war daher sein liebster und gewöhnlicher Aufenthalt. Hier suchte er sich ohne Bangen immer vollständiger zu orientieren; von hier aus schaute er mit Seherblick ahnend in das Jenseits und richtend in das Thun und Treiben der

Digitized by Google

Menschen; hier erschienen ihm die ewigen sittlichen Musterbilder — Ideen — die ihn unaufhörlich zum Darstellen, zum Schaffen begeisterten.

Hält man sich an einzelne Aussprüche Schillers, z. B. an das Epigramm „Der Aufpasser“:

„Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets, wie — mein Gewissen geliebt;“

so kann man zu der Meinung verleitet werden, er habe den inneren Richter gescheut. Verweilt man aber länger bei ihm, so überzeugt man sich einmal über das andere, daß er von einer solchen wenig ehrenvollen Antipathie ganz frei war und mit Kant sagen konnte, er werde mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, je öfter und anhaltender sich sein Nachdenken mit dem moralischen Gesetze in uns beschäftige. Sonst würde er ja auch nicht so gewaltig von diesem ernsten Meister angezogen sein; sonst wären ihm nicht, wie diesem, Nachrichten so willkommen gewesen, die ihm einen Einblick in die Tiefen des menschlichen Herzens gewährten; sonst hätte er nicht mit Shakespeare'scher Unerschrockenheit das dämonische Reich aufdecken, nicht Jahre lang das Gebiet des Gewissens wissenschaftlich durchforschen und beschreiben können.

Wie bewandert und selbständig er in dem genannten Gebiete des Geistes war, zeigt sein Abgehen von den Satzungen Kants. Er schied die praktische Vernunft nicht so strenge, wie jener, von der ästhetischen Urteilskraft, sondern faßte, wie sein Briefwechsel mit Körner aus dem Anfange des Jahres 1793 zeigt, beide Funktionen der Seele unter ein gemeinsames Prinzip und ordnete das Gute als integrierenden Teil in das Schöne hinein. (Vgl. Tomaschek, p. 237.) „Pflicht“ blieb auch ihm ein erhabener, großer Name, wodurch jedes widerstrebende Belieben zurückgewiesen und die Gefahr ästhetischer Sitten abgewandt werden müsse; aber er konnte nicht so begeistert, wie Kant, von ihr reden, weil er über die reine Gesetzmäßigkeit noch hinaussah auf ein richtiges Wollen und Handeln mit Neigung, weil er auf ein schönes Verhalten, evangelische Freiheit hinzielte. (Vgl. Twesten p. 67 ff.)

Schiller steht also als Ästhetiker zu Kant in einem ähnlichen Verhältnisse, wie Herbart. Auch ihm löst sich der starre kategorische Imperativ in sittliche Ideen auf, denen wegen ihrer Allgemeinheit und Bedeutung unter allen ästhetischen Ideen die Oberhoheit gebühre. Wissenschaftlich geschieden und beschrieben hat er sie zwar nicht, dafür aber desto anschaulicher dargestellt. Bald einzeln, bald in der Mehrheit, bald im vollen Chor erscheinen sie als die Seele seiner Dichtungen und geben ihnen — was er seinem „Mädchen von Orleans“ selbst prophezeit — Leben und Dauer.

Digitized by Google

Vor allen ist es die Idee der Vollkommenheit, ein gewisser afflatus divinus, der seine Kunstwerke durchdringt und ihnen das allgemeine Gepräge, das Gepräge der Großheit verleiht.

Dies Schiller'sche Gepräge tragen seine kleinen Epigramme und seine großen Dramen, seine Elegien und seine Hymnen, seine Lieder und seine Balladen. Großartig sind seine Entwürfe, glänzend seine Schilderungen, prächtig seine Sentenzen, seine ganze Sprache energisch und reich. Hohen Sinn, Kraft, Mut, Stolz zeigen fast alle Kinder seiner Phantasie, besonders seine Lieblinge, und einige versteigen sich durch Rohheit und Bosheit sogar in das Gebiet des Dämonischen, Diabolischen.

Die Idee der Vollkommenheit hat Schiller aber nicht bloß dann stark gemacht, wenn er in der Einsamkeit dachte und dichtete, sondern sie hat ihm auch siegreiche Waffen zum Lebenskampfe geliefert: die Ergebung, welche ruhig erwartet und erträgt, was der Himmel sendet; die Standhaftigkeit, woran jede Qual erlahmt; die Mäßigung, die vor trotzigem Unmut und Übermut schützt; die Entschlossenheit, die das Leben einsetzt, um das Leben zu gewinnen; das stolze Bewußtsein:

„So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte;"

den edlen Zorn, der die unsauberen Geister abschreckt; den Heroismus, der da ausruft: „Ich will dieses Volk erlösen!"

Das große Wort: „Ich will dieses Volk erlösen," welches Schiller zwar seinem Moses in den Mund legt, aber aus seinem eigenen Innern geboren hat, zeigt zugleich die Idee der Vollkommenheit bei ihm in schöner Vereinigung mit allen übrigen Ideen: mit der Idee der Billigkeit, die den Patriotismus erzeugt; mit der Idee des Rechts, die statt des Despotismus Gesetzesherrschaft erstrebt; mit der Idee der inneren Freiheit, die entschieden sagt: „Ich will!" und vor allen mit der

Idee des Wohlwollens.

Größe und Güte, Stärke und Milde paarten sich überhaupt bei ihm so, daß man zweifelhaft werden kann, auf welcher Seite das Übergewicht liegt. Die Verbindung der zwei Grundtugenden unserer Gattung war bei ihm eine natürliche und bleibende und prägte sich daher auch in seinem Äußeren aus. Alles übrige an ihm, sagt Goethe, seine Haltung, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft, und in ähnlicher Weise lassen auch die Abbildungen von ihm den schönen Doppelcharakter hervorscheinen, der alle Herzen gewinnt.

Digitized by Google

Zwar giebt es Nachrichten, die Schiller Kaltherzigkeit vorwerfen: J. P. F. Richter nennt ihn sogar einmal den felsigten; allein solche Zeugnisse können den allgemeinen Glauben an seine Menschenfreundlichkeit nicht erschüttern. Ihre Wirkung ist vielmehr, daß man ihn lobt wegen der Kraft und Festigkeit, womit er Hindernisse, welche seiner eigenen Entwickelung im Wege gestanden hätten, von sich abwehrte. Selbst wenn er in seinen eigenen Briefen Neid und Misanthropie bekennt, legte und legt man kein großes Gewicht darauf, denn man wußte und weiß, daß er in solchen Augenblicken sich selbst verkannte, oder daß der aussetzende Puls der Liebe und Freundschaft bald wieder zurückkehrte.

Schiller ist und bleibt bei all seinem Selbstgefühl in unseren Augen ein ungemein liebevoller und wohlwollender Mensch. Er war, wie Körner ihm schreibt, nicht fähig, als ein isoliertes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben, sondern hatte stets das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden. Immer mußte sein Herz an jemand hangen; irgend eine Seele auf dem Erdenrund mußte er sein nennen. Vor allen und am längsten sympathisierte er mit den Seinigen: mit den Eltern und Schwestern, mit seiner Frau und seinen Kindern. „O, meine Mutter!" rief er, als das Schicksal ihn von ihr riß; und ähnliche Äußerungen eines innigen Mitgefühls mit den Erlebnissen all der Teuren hören wir von ihm während seines ganzen Lebens.

Schillers Verlangen nach gegenseitiger Teilnehmung wurde aber in dem kleinen Kreise noch lange nicht befriedigt; er sehnte sich auch außerhalb des Hauses nach Liebe und Freundschaft. Mit Freunden zu verkehren, mit Freundinnen Liebe um Liebe zu tauschen, war ihm Herzensbedürfnis. Selbst noch als Mann, als zärtlicher Gatte und Vater war er — seine Briefe zeigen es — alten und neuen Freunden mit Wärme zugethan.

Schiller würde sich aber von der Menge wenig unterscheiden, wenn seine Sympathie sich auf die Verwandten und speziellen Freunde beschränkt hätte; er würde in diesem Falle auch nicht die Liebe des ganzen Volkes gewonnen haben. Sein Herz war weiter, es schlug der ganzen Menschheit; den Menschen als solchen sah er an als seinen Verwandten, seinen Freund, seinen Bruder. Es war ihm geläufig, das „Ich bin ein Mensch" in seiner Gesinnung umzuwandeln in „Auch du bist ein Mensch" (s. Tell zu Parricida) und jeden Erdenbürger als seinesgleichen anzusehen. Es war ihm daher auch natürlich, mit den Menschen sich zu freuen und zu betrüben, zu jubeln und zu klagen, zu hoffen und zu fürchten, zu lieben und zu zürnen.

Seine Werke allein schon zeigen zur Genüge, wie lebhaft und beharrlich er sich für den Menschen als solchen interessierte. Ihr Hauptinhalt ist ja eben der empfindende Mensch; ihn hat er im Auge als Geschichtschreiber, als

Digitized by Google

Philosoph und besonders als Dichter. Man braucht — um eins der bekanntesten Stücke zu nennen — sich nur die „Glocke" zu vergegenwärtigen, um sich zu sagen, mit welcher Liebe er auf die Gefühle und Bestrebungen der Menschen eingeht. Läßt man aber auch andere Gedichte, namentlich die großen Dramen, an seinem Geiste vorübergehen und achtet auf die verschiedenartigsten Personen in den mannichfachsten Lagen und Stimmungen, so merkt man wohl, daß Schiller in seiner Gesinnung den Menschen immer nahe gestanden hat und daß, wie H. Voß mehrmals wiederholt, der Spruch „Diesen Kuß der ganzen Welt" bei ihm keine bloße Dichterfiktion gewesen ist.

Sympathisierte Schiller nun aber auch mit der Menschheit, und zwar nicht bloß mit der civilisierten, sondern auch mit der uncivilisierten, nicht bloß mit der gegenwärtigen, sondern auch, was besonders seine Kulturgedichte zeigen, mit der vergangenen und zukünftigen, so fand er deswegen doch nicht an allen Individuen eben Wohlgefallen. Namentlich konnte er zu denen kein Herz fassen, die selbst herzlos waren, mochten sie übrigens die andere Eigenschaft, die Schiller so hoch stellte, Kraft und Größe des Geistes und Willens, in hohem Grade besitzen. Napoleon stieß ihn entschieden ab; auch für Friedrich den Großen konnte er sich auf die Dauer nicht so begeistern, daß er ihn in einem Heldengedicht hätte besingen mögen. Selbst Wallenstein, den er doch Jahre lang mit aller Künstler-Sorgfalt ansah, ließ ihn kalt, während Max und Thekla seine herzliche Zuneigung gewannen.

Mochte Schiller nun aber auch wegen der hohen Anforderungen, welche er an die Menschen stellte, nur an wenigen reine Freude und Wohlgefallen haben, sein aus der Sympathie hervorgehendes Wohlwollen erstreckte sich über einen weiten Kreis und trieb ihn zum Wohlthun, zum Arbeiten für denselben. Denn nicht um seinet und der Seinigen willen allein hat er es sich im Leben so sauer werden lassen, sondern auch mit Rücksicht auf die Brüder und mit der Absicht, ihr Loos zu verbessern. Vor allem suchte er zum Gemeingut zu machen, was nach seiner Ansicht dem Menschen als Menschen unentbehrlich ist: die negative Freiheit von unwürdigen und unnötigen Fesseln und die positive Freiheit der vernünftigen Selbstbestimmung. Und mit dem Hinblick auf ein solches Ziel kämpfte er gegen jeden Despotismus, schilderte er siegreiche Freiheitskämpfe, sann er auf eine richtige Menschen- und Volkserziehung.

Daß Schiller in dieser Arbeit und in diesem Kampfe für vernünftige Freiheit auch den Gegnern derselben gezürnt habe, soll und braucht nicht verschwiegen zu werden. Auch er selbst macht kein Hehl daraus, sondern bekennt es unter anderem gar deutlich in einem Briefe an Rein-

Digitized by Google

wald, worin die Stelle vorkommt: „Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will —." Erkennt man in solchen und ähnlichen Äußerungen einen tadelnswerten Haß, so hat Schiller sich selbst das Urteil gesprochen; der Wahrheit aber dürfte man näher kommen, wenn man darin den edlen Unwillen und Zorn vernimmt, den die Nächstenliebe gebiert. Der eigentliche Haß, der das Herz einschnürt, paßt gar nicht zu Schillers Natur. Er stand zu hoch, war geistig zu gesund und kräftig, um solches Gift in sich zu dulden. Wer ihn aber von vorübergehendem Ingrimm gegen Widersacher ebensowenig freizusprechen wagt, wie von vorübergehendem Neid gegen Glücklichere — den er hinsichtlich Goethes seinem Körner einmal überaus naiv bekennt —, der wird doch gestehen, daß solche schwache Augenblicke seine Grundstimmung, seine Liebe und sein Wohlwollen gegen die Menschen durchaus nicht verdorben haben; er wird ihn für keinen Heiligen erklären, wofür er sich selbst nie angesehen und ausgegeben hat, aber mit denen, die ihn genau kannten, aus vollem Herzen den guten Menschen nennen.

Machen wir hier einen Augenblick Halt und erwägen noch einmal in einer kurzen Übersicht, auf welche Weise die Ideen des Wohlwollens und der Vollkommenheit bei Schiller zur Erscheinung kommen. Das Wohlwollen war ihm natürlich und sein ganzes Leben hindurch eigen. Er liebte es an sich und an anderen und schätzte sich und andere deswegen besonders hoch. Am schönsten erschien es ihm in der Gegenseitigkeit, als Freundschaft zwischen zweien und als Liebesbund zwischen vielen. Sein Wohlwollen ging aus der Sympathie hervor und trieb ihn zu uneigennützigem Wohlthun, das ihm nach einem Briefe an Körner vom 19. Februar 1793 allein schön erschien. Sein Wohlwollen war zwar nicht immer so allgemein, wie die Sympathie, insofern diese auch die Antipathie mit einschließt; es war aber umfassender, als seine Zuneigung, die er bei seinem Schönheitssinn nur wenigen schenken konnte. Unwillen und Widerwillen hat er gegen viele offen an den Tag gelegt; verstecktes Übelwollen dagegen, nagender Haß war seiner edlen Natur zuwider und fremd.

Was die Idee der Vollkommenheit betrifft, so war Wohlgefallen am Großen und Freude am Wachsen in ihm immer lebendig, selbst während der langen Jahre körperlicher Schwäche. Seine Hauptstärke lag in der Vernunft, dem logischen, dem ästhetischen und besonders dem sittlichen Gewissen. Sittliche Ideen anzuschauen, darzustellen und zu ernst-freundlichen

Digitized by Google

Lebensnormen zu gestalten, macht er daher zu seiner Lebensaufgabe. Das Sittliche wurde der Hauptgegenstand seiner Philosophie, die Basis seiner Religion und die unversiechbare Quelle seiner Poesie. Es zog ihn besonders in erhabener Gestalt an und machte seinen Geist so hell und sein Herz so fest, daß er auch in das Dunkel, welches unser Wissen und unser Leben umgiebt, mit Ruhe hineinblicken konnte. Alles Niedrige und Gemeine aber lag so weit hinter oder unter ihm, daß er einmal, als einer der Tischgenossen eine niederträchtige Handlung eines damals in Jena angesehenen Mannes erzählte, entrüstet ausrief: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühle ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen."

Wenn nun die Ideen der Vollkommenheit und des Wohlwollens schon vereinzelt seine Seele auszufüllen vermochten, so war ihm doch am wohlsten, wo er beide vereint sah. Ein kräftiger Mann verbunden mit einem liebendem Weibe, eine Mutter in der Mitte blühender Söhne, Freunde, die sich hochherzig für einander aufopfern, Ritter, im Dienste der Bedrängten, heroisch-patriotische Frauen und Jungfrauen — sind für ihn so schöne Erscheinungen, daß er nicht müde wird, sie zu schildern. Auch in sich selbst wünschte er beides verbunden und schreibt daher an seine Braut: „Wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen."

Gehen wir nun weiter und achten darauf, wie

die Idee des Rechts

sich in Schiller während seines Lebens offenbart hat, so finden wir ihn als Knaben verträglich, folgsam und frei von Widersetzlichkeit. Daß er in so jungen Jahren aber schon die festen Ordnungen als heilsame Schranken menschlicher Willkür gern angesehen habe, würde man nicht glauben, wenn auch vergessen wäre, wie er sie nicht selten unbeachtet gelassen. Zu solch ungewöhnlicher Vorliebe führte ihn ja weder seine Natur, noch seine Erziehung, noch der Hinblick auf seine künftige Lebensstellung.

Noch weniger liebenswürdig erschienen ihm positive Gesetze und Rechte später auf den herzoglichen Hochschulen, wo, wie er sagt, sein Enthusiasmus acht Jahre mit der militärischen Regel rang. Er mochte sie weder studieren, noch sich pünktlich nach ihnen richten. Er nährte vielmehr statt des Geistes strenger Subordination, den man ihm einflößen wollte, den Geist der Opposition und wandte sich, der Zeitströmung folgend, von den „Schreibepultgesetzen" zur Erforschung der Natur- und Menschenrechte. Bei solchem Studium, woran auch sein Herz lebhaften Anteil

Digitized by Google

nahm, ging ihm im eigenen Kopfe die Idee des Rechts auf, als deren Kern der Gedanke: Vernünftige Gesetze sollen herrschen — angesehen werden kann.

Diese Idee ist ihm von da an stets interessant geblieben und hat ihn, wie sein Leben und seine Schriften zeigen, ungewöhnlich viel beschäftigt. Er machte sie zur Richtschnur sowohl bei seinem eigenen Thun und Lassen, als bei der Beurteilung politischer, sozialer, kirchlicher und selbst künstlerischer Zustände und Bestrebungen. Er variierte sie aufs mannichfachste und erweiterte sie durch Begründungen und Folgerungen.

Häufig, besonders in den ersten Dramen, nimmt sein Rechtsbegriff die Gestalt des Gegensatzes an und lautet nun: unvernünftige Gesetze sollen nicht herrschen. Gebote und Verbote, welche wider das Gewissen und wider die Natur des Menschen sind, haben keine Gültigkeit, man darf sie unbeachtet lassen und ihnen widerstreben. „Nur legale Größe kann Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen"; Gewalt allein hat keine Autorität. Usurpatoren und Tyrannen dürfen nicht geduldet werden, und „es muß einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt sein, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen". Möros war ein edler Mensch, und

„Brutus ist der größte Römer worden,
Da in Vaters Brust sein Eisen drang."

Im Verfolgen solcher Gedanken fühlt er aber auch lebhaft, daß Empörung, Gesetzlosigkeit und Regellosigkeit verderblich seien, und legt deshalb schon dem Räuber Karl Moor die Worte in den Mund: „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verschönern und Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten. — Ich erfahre nun, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden." — Die kaiserlose Zeit des Interregnums nennt er schrecklich und sieht mit Schmerz und Unwillen, wie in Frankreich wildes Rufen nach Freiheit und Gleichheit einen Krieg aller gegen alle, ein Zurückfallen in Barbarei und Knechtschaft zur Folge hat. Besser als Anarchie und Auflösuug des Staates erscheint ihm dann jeder Notstaat und Naturstaat mit seinem Rechte der Stärke, und er ist der Ansicht, daß dieser so lange zu dulden sei, bis durch moralische und ästhetische Bildung der Bürger ein Vernunftstaat, ein Staat der Freiheit möglich werde.

Der Gedanke: vernünftige Gesetze sollen herrschen — führte ihn weiter zu der Einsicht, daß die Staatsverfassung als solche nicht absolut wichtig und wesentlich sei. Er verwirft weder die Republik, noch die Monarchie, ist weder Demokrat noch Aristokrat. Im Don Carlos erwartet er das Heil von einem Fürsten, im Abfall der Niederlande steht

Digitized by Google

er auf der Seite der verbündeten Provinzen, in der Jungfrau von Orleans ist er mit seiner Heldin für das Königtum begeistert, im Tell für die Volksherrschaft.

Ob die Gesetze und Einrichtungen alt oder neu seien, kommt bei ihm auch wenig in Frage. In den Schriften, die nach dem Don Carlos erschienen sind, hält er es freilich meistens mit dem Herkommen, aber nicht, weil er ein Feind aller Neuerungen geworden wäre, — sah doch auch er anfangs nicht ohne Interesse auf die französische Revolution hin —, sondern weil er bei den Angreifern des Bestehenden — bei Philipp dem Zweiten, Wallenstein — und bei den Verkündigern neuer Gesetze — Elisabeth, Geßler — das Unrecht und Verbrechen sah. Keiner von allen politischen Parteinamen paßt also auf Schiller; er sah nur in der Vernunft, namentlich in Kants Kritik der Vernunft, „die eigentlichen Prinzipien, die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen."

Beurteilt er von diesem idealen Standpunkte auch die Gesetzgeber, für welche seine lebendige Rechtsidee ihm ebenfalls ein lebendiges Interesse einflößte, so hat er selbst an den Zwecken und Mitteln eines Moses, Lykurg und Solon gar mancherlei auszusetzen. Er ist indes zu besonnen, um an sie und ihre Schöpfungen lange den höchsten Maßstab anzulegen, und läßt sich, seiner eigenen „politischen Lehre" gemäß, gern an dem relativ Vollkommenen genügen. Auf diesem kultur-historischen Standpunkte erscheinen ihm dann die Gesetzgeber in ihrer Gesamtheit als Wohlthäter der Menschheit, als Gesandte des Himmels, welche die wilden Erdensöhne zähmen und zu geselligen Bürgern erziehen. Unter verschiedenen Symbolen schildert und preist er ihren Einfluß auf die Kultur und schaut mit wahrer Herzensfreude auf die durch heilige Gesetze beschirmten Wohnörter und Besitztümer der friedlich vereinten Menschen.

„Jene Linien, sieh! — so heißt es im „Spaziergang" — die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand."

Und „das Eleusische Fest" schließt mit der Strophe:

„Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt."

Digitized by Google

Schiller erkannte aber nicht bloß, daß die Forderung, vernünftige Gesetze sollen herrschen — durch die Wirklichkeit mannichfach begrenzt und bedingt wird, sondern war nach eigener Erfahrung sich auch bewußt, daß ihr erster Entstehungsgrund ein allgemeines Menschen-Gefühl ist, nämlich das Mißfallen am Streit. Er spricht dies an verschiedenen Stellen aus, unter anderem im „Abfall der Niederlande", wo er sagt: „der erste Gesetzgeber ist die Not" — und „Etwas über die erste Menschengesellschaft", wo es heißt: „meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führt gewöhnlich erst zu Gesetzen." Nirgends aber zeigt er deutlicher, mit welcher Gewalt die lebhaft gefühlte Häßlichkeit des Streites zur Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit und zu Verträgen führt, als in der „Braut von Messina". Don Manuel und Don Cesar widerstehen allen Vorstellungen nnd Bitten ihrer Mutter, welche zur Versöhnung drängt; als sie aber deren lebendige Schilderung ihrer häßlichen Zwietracht hören, da schmilzt ihr trotziger Eigensinn, der ihnen bis dahin rühmlich erscheinen mochte; sie vergessen ihren alten Groll und umarmen sich brüderlich.

Ist nun das in Erinnerung gebrachte Gemälde des Bruderzwistes und seiner Beilegung zugleich ein vollgültiges Zeugnis, daß unser Dichter selbst tiefen Unwillen am Streiten empfunden, so auch das liebliche Bild — denn nur der kann den Frieden und seine Segnungen mit solchem Wohlgefallen, wie hier und an anderen Stellen geschehen ist, ansehen und malen, der auch sein häßliches Gegenstück, Streit und Krieg mit ihrem Gefolge, kennen gelernt hat — das liebliche Bild, welches er in demselben Drama vom Frieden entwirft:

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo der Berge wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröte,
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach." —

Daß Schiller die Idee des Rechts, nachdem sie ihm einmal aufgegangen war, samt ihrer Ursache und Wirkung so oft betrachtete, daß er ihre Hauptrepräsentanten — die Herrscher, Gesetzgeber und Richter — in seiner Achtung so hoch stellte, daß er ihre Produkte — die Gesetze, Sitten und Gebräuche — als solche ehrte und deren Verletzungen überall, selbst an Freunden verurteilte — hatte seinen Grund allerdings auch in der Selbstliebe, denn er scheute je länger je mehr den Streit, die Unordnung,

Digitized by Google

und wünschte sich und den Seinen Frieden und Sicherheit. Der Hauptgrund lag jedoch in seiner Sympathie für die Menschheit. Weil er im Ganzen lebte, darum verwünschte er die Gewaltherrscher und die Friedensbrecher und die ungerechten Richter aller Zeiten und Länder, darum jubelte er mit bei der Verkündigung der Frieden, darum sah er, so verhaßt ihm jede Verkümmerung menschlicher Kraft und Freiheit war, mit teilnehmender Freude auf den geregelten Gang des Lebens und seiner Beschäftigungen. Ohne diese Sympathie würde die Idee des Rechts ihn ebensowenig begeistert haben, wie alle, denen die Gesamtheit gleichgültig ist; denn ohne Verbindung mit der Idee des Wohlwollens läßt sie kalt, wie sie ihrem Ursprunge und ihrer Natur nach kalt ist. Sie ist — so zu sagen — ein Kind des Kopfes, der Reflexion, und kann zwar, während sie abwechselnd von dem finsteren Streit auf den lächelnden Frieden hinblicken läßt, das Auge so affizieren, daß es Freudenthränen vergießt, im ganzen aber — das sieht man auch an dem Großmeister in dem Kampf mit dem Drachen — stimmt sie ernst, und erst dann, wenn das Kind des Herzens, die Freude über Menschenglück, sich mit ihr verbindet, beflügelt sie auch die Phantasie und öffnet den Mund zum Singen und zum Preisen.

Der Charakter der Kälte unterscheidet aber die Idee des Rechts nicht allein von der Idee des Wohlwollens, sondern auch von der Idee der Vollkommenheit, die ebenfalls das Gemüt stark erregt, ganz besonders aber von der

Idee der Billigkeit,

mit der sie übrigens mehr Ähnlichkeit hat, als mit den anderen Schwestern. Darf man die Idee des Rechts eine Tochter der Kultur nennen, die bei einzelnen Menschen und ganzen Völkern erst spät geboren wird und zu Kräften kommt, so ist dagegen die Idee der Billigkeit ein rechtes Naturkind. Sie zeigt sich, wenngleich in unvollkommener Gestalt, schon bei dem Säugling, der seiner Wohlthäterin entgegen lächelt und anhängt, während er ein kaltes und finsteres Auge flieht. Sie bringt oft schon ein junges Herz in die lebhafteste Bewegung und erfüllt es mit unvertilgbarer Zuneigung und Abneigung. Sie ist unter Naturvölkern allgewaltig, behält aber auch in zivilisierten Staaten, obgleich die übrigen Ideen ihr oft entgegentreten, immer eine große Macht und Bedeutung.

Daß diese Idee der Billigkeit auch in Schillers Leben eine Hauptrolle gespielt habe, läßt sich von vornherein annehmen. Eine so fein organisierte Natur mußte Wohl- und Wehethaten stark empfinden und zur Reaktion lebhaft geneigt sein. Ein Mann, der natürliche Neigungen als

Digitized by Google

solche nicht bekämpfte, sondern heilig achtete, mußte den Drang, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, immer behalten.

Diese Annahme zeigt sich denn auch bei der genaueren Betrachtung seines Lebens und seiner Schriften als richtig. Schiller hat nie — um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen — wie ein Ecce Homo an sich freveln lassen. Er ging vielmehr als Mann so gut wie als Knabe auf seine Beleidiger los und flößte ihnen solchen Respekt ein, daß sie ihn gewähren ließen und ihm den Raum, den er einnahm, nicht weiter streitig machten. Er hat zwar die Erfahrung gemacht, daß „Unrecht leiden großen Seelen schmeichelt", aber er begnügte sich doch nicht immer mit stolzer Verachtung seiner Gegner, sondern zeigte ihnen zuweilen seine Größe und Stärke auch dadurch, daß er die Geißel über sie schwang. Am großartigsten geschah dies in dem Xenienkriege, durch welchen er in Gemeinschaft mit Goethe zudringliche und scheelsüchtige Nebenbuhler vom deutschen Parnaß verjagte.

Schiller fühlte aber nicht bloß das Unrecht, welches ihm selbst angethan wurde, sondern auch die Kränkungen, die anderen vor seinen Augen widerfuhren. Konnten die Leidenden, wie das verspottete Mädchen von Orleans, sich selbst nicht helfen, so drängte es ihn, für sie einzutreten und, wie er es schon als Knabe auf dem Spielplatze gemacht hatte, die Frevler zu züchtigen. Verschafften sie sich selbst Genugthuung, so gewannen sie sicher seinen Beifall, wenn sie, wie die Schweizer, das rechte Maß der Vergeltung nicht überschritten und „im Zorne selbst die Menschlichkeit noch ehrten".

Ob Schillers Urteil hierüber immer richtig gewesen sei und ob er bei seiner Vergeltung von Wehethaten selbst immer das rechte Maß getroffen habe, braucht hier nicht abgewogen zu werden; genug, daß er erkannte, wie sie, je nachdem dies geschieht oder nicht geschieht, löblich oder verwerflich ist. Fehlte ihm diese Einsicht, so hätte sich die Idee der Billigkeit in ihm gar nicht zu einer klaren — sittlichen — Idee herausgebildet, sondern sie wäre auch bei ihm in dem embryonischen Zustande geblieben, in welchem sie als bloßes Erzeugnis des Blutes erscheint und gerechte Strafe von wilder und giftiger Rache nicht unterscheidet. Schiller macht diese Unterscheidung — durch den reuigen Karl Moor — schon in seinem ersten Drama und erklärt in seinem letzten, während er die That des Parricida verwirft, besonnene Abwehr unwürdigen Zwanges und angemessene Zurückzahlung von Beleidigungen nicht nur für ein unveräußerliches Recht, sondern in gewissen Fällen auch für eine heilige Pflicht. Als Philosoph nennt er in seiner Abhandlung „Über das Pathetische" Rache überhaupt einen unedlen und selbst niedrigen Affekt, und als Mensch

Digitized by Google

duldete er nicht, daß durch Kränkungen die „Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt werde". Konnte er seinem Unmute über empfundene Kränkungen nicht sofort in geziemender Weise Luft machen, so wußte er, nach Streichers Mitteilungen, schon als junger Mann in stummem Ringen ihn zu überwinden und aus seinem Gemüte zu bannen. Bei solcher Reinigung des Herzens kam ihm außer den übrigen Ideen besonders auch die Idee des Wohlwollens zu Hülfe, die ihn, wie sein Brief an Körner vom 20. Januar 1805 zeigt, zum Entschuldigen und Vergeben geneigt machte. Er schreibt: „Hubers Tod wird Euch, so wie auch mich, sehr betroffen haben. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurteilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt."

Achten wir nun darauf, welchen Eindruck Wohlthaten auf Schiller machten, so finden wir, daß er sich dadurch immer verbunden und zu angemessener Vergeltung verpflichtet fühlte. Verzögerte sich die Rückzahlung, so wurde sie je länger je mehr eine Last für ihn, besonders, wenn er sie ausdrücklich versprochen hatte. Die Schulden, welche er als angehender Schriftsteller kontrahiert hatte, machten ihm daher auch deswegen, weil er sein Wort nicht zu rechter Zeit einlösen konnte, manche bittere Stunde.

Daß er bei solcher Gesinnnng und solchen Erfahrungen Verbindlichkeiten scheute, ist natürlich und sicherlich auch ein Grund, warum er z. B. gegen Ehrenbezeigungen, die er nicht erwidern mochte, sich ablehnend verhielt. Aus Scheu vor Verpflichtungen trug er auch zuweilen Bedenken, sich zu verheiraten; und Körner, der seine Unabhängigkeitsliebe kannte, schrieb ihm in Beziehung darauf: Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückseligkeit hast. Als er jedoch eine liebreiche und liebenswerte Gehülfin gefunden hatte, da waren die Verpflichtungen, die er als Gatte im ununterbrochenen Wechseldienst der Liebe auf seinen Schultern fühlte, keine Last, sondern eine Lust für ihn.

In ähnlicher Weise, wie sein eheliches Leben, beglückte ihn auch der Verkehr mit Freunden, welcher nicht allein in gegenseitigem Helfen bestand, sondern auch in einem Hinüber und Herüber von uneigennützigem Wohlwollen. In solchen Verbindungen brauchte er nicht pünktlich Gabe gegen Gabe, Gefälligkeit gegen Gefälligkeit aufzurechnen; er konnte vielmehr im Nehmen und Geben dem Zuge seines Herzens folgen und durch guten Willen alle Ungleichheiten wett machen. Er brauchte nicht einmal Verletzungen ängstlich zu meiden, denn er wußte, daß leichte Wunden der Freundschaft durch den Balsam des gegenseitigen Wohlwollens bald wieder geheilt würden.

Digitized by Google

An Wohlwollen aber war Schiller so reich, daß er selbst Geschenke, die nichts als Zeichen von Hochachtung und rücksichtsvoller Fürsorge waren, freudig annehmen konnte. Denn wie groß sie auch sein mochten, er hatte ein Äquivalent, Wohlwollen in der Gestalt des Dankes, den er würdigen Gebern gern zahlte. Ja, im Bewußtsein eigener Güte und Dienstfertigkeit trug er sogar kein Bedenken, auch außerhalb des Freundekreises diejenigen, an deren Neigung und Fähigkeit zu helfen er glaubte, mit Bitten anzugehen.

Wie dauerhaft Schillers Dankbarkeit und Ergebenheit für erwünschte Gunst und Güte war, haben gar viele erfahren und gerühmt; außer seinen erklärten Freunden namentlich auch der Herzog von Weimar, von dem er sich nicht trennen mochte, wenn ihm auch von auswärts verlockende Anerbietungen gemacht wurden; vor allen aber seine Eltern. Gegen sie war er die Pietät selbst, und er verdiente das Zeugnis, welches ihm seine Mutter in ihrem letzten Briefe an ihn ausstellt: „Ach, so giebt es keinen Sohn in der Welt mehr."

Pietät ist überhaupt ein hervorstechender Zug in Schillers Charakter. Mit Pietät gedachte er selbst derjenigen, die ihm ohne ihr Wissen und Wollen Dienste geleistet hatten — eines Homer, Lessing, Kant —; mit Pietät hing er an seinem Hause, seiner Heimat, seinem Vaterlande; mit Pietät betrachtete er sogar die freundliche Sonne am Himmel, und ein „Gott sei Dank" bei glücklichen Ereignissen zeigte deutlich genug, daß in der Tiefe seiner Brust Frömmigkeit wohnte.

Das feine und nachhaltige Gefühl für Wohl- und Wehethaten und das entschiedene Verlangen nach Ebenmaß zwischen den Gesinnungen und Handlungen der Menschen, kurz, die lebendige Idee der Billigkeit nährte und steigerte ganz natürlich Schillers Interesse bei Betrachtungen der moralischen Welt. Mochte er sich in der Gegenwart umschauen, oder in der Vergangenheit, gleichgültig konnte er selten bleiben, denn entweder befriedigte und erfreute ihn die Übereinstimmung zwischen Wohlthun und Danken, zwischen Vertrauen und Wahrhaftigkeit, zwischen Leistung und Lohn, zwischen Verbrechen und Strafe, oder es brachten schreiende Mißverhältnisse sein Gemüt in Bewegung. Im letzteren Falle bricht er oft in die allgemeine Klage aus, daß Glück und Verdienst so selten zusammen gehen, oder er äußert sich mit Bitterkeit über einzelne Vorgänge, z. B. über die Verfolgung, die Rousseau erfahren, und über den an Ludwig dem Sechzehnten verübten Justizmord.

Je öfter er nun, von der Idee der Billigkeit erfüllt, in die Geschichte blickte, desto aufmerksamer wurde er auch auf die verschiedenen Lohn- und Strafsysteme, wie sie in den Gesetz- und Religionsbücheru der älteren und

Digitized by Google

neueren Zeit hervortreten. Noch mehr aber wurde er angezogen durch die zwar unsystematischen, aber tiefen Anschauungen großer Dichter von dem „fürchterlich schönen Gleichgewicht, worin das Schicksal der Menschen unter sich steht". Shakespeare, Äschylus, Homer erregten durch ihre Schilderungen der aufeinanderfolgenden Hybris, Ate, Nemesis seine ganze Seele und erneuten immer das Ethos und Pathos, das ihn zum tragischen Dichter machte. Hätte Schiller ein fertiges Vergeltungssystem angenommen, wäre er auch nur Kants Postulat einer künftigen Ausgleichung dauernd beigetreten, so möchte er ein zu ruhiger Beobachter geworden sein, um Kunstwerke zu schaffen, die Furcht und Schrecken erregen. Das Vermögen dazu blieb ihm und wuchs — man denke nur an seine Marfa — mit zunehmenden Jahren sogar, weil er schon in der Weltgeschichte das Weltgericht sich vollziehen sah, und weil es ihn nun drängte, die in der Brust der Menschen allgemein waltende Idee der Billigkeit an einzelnen glänzenden Beispielen auch für blöde Augen erkennbar und für harte Herzen fühlbar und furchtbar zu machen.

Bei diesem Streben stand er in seinen Jugendjahren auf dem psychologisch-ethischen Standpunkte und ging über das Einzel-Gewissen der Menschen selten hinaus; später aber wurde er zu einer mehr religiös-ethischen Weltanschauung geführt und stellte nun wohl auch in der Weise der Alten die Vergeltungsidee als ein von außen in die Menschheit hereinwirkendes dämonisches Wesen dar. Konsequent freilich konnte er in der antiken Vorstellung und Darstellung von der Nemesis und weiter von dem Schicksal nicht werden. Dazu war seine Religion zu hell; dazu waren auch alle übrigen sittlichen Ideen zu mächtig in ihm. Übertrug er diese ebenfalls monotheistisch auf die Gottheit, wie nach ihm (6. Br. üb. d. ästhet. Erziehung) die Griechen einst die menschliche Natur zerlegten und polytheistisch in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander warfen, so mußte sie ihm freundlicher erscheinen, als den alten Tragikern, die in ihr vorzugsweise die Vergeltungsidee erblickten. Namentlich mußte

die Idee der inneren Freiheit,

die in der Menschenseele Klarheit schafft, ihn auch ein klares Weltregiment erkennen und glauben lassen.

Wenn die Betrachtung dieser Idee der inneren Freiheit bei der Musterung aller praktischen Ideen in Schiller zum Schluß verspart worden, so ist das geschehen, weil sie an dieser Stelle bequemer von Statten geht, als zu Anfang. Die Gedankenmassen, welche die Idee der inneren Freiheit

Digitized by Google

bei Schiller zu ordnen und zu beherrschen hatte, sind uns jetzt zum großen Teil schon gegenwärtig. Wir wissen, wie die Idee der Vollkommenheit ihn urteilen ließ und wohin sie ihn trieb; wir kennen die Wurzel und Tendenz der Idee des Wohlwollens in ihm; wir erinnern uns, daß die Idee des Rechts schon früh mächtig in ihm wurde und ihn von da an viel beschäftigte; uns ist noch ganz frisch im Gedächtnis, einen wie breiten Platz die Idee der Billigkeit in seinem Geistesleben einnahm. Einer derselben völlig zu genügen, forderte schon einen ganzen Mann, zumal da sie zuweilen selbst nicht recht wissen, was sie wollen. Welche Aufgabe war es also für Schiller, allen gegenüber entschieden und ruhig zu bleiben, auch dann, wenn diese absoluten Herrscher einander widersprachen, wenn die Idee des Rechts verbot, was die Idee der Billigkeit forderte, oder wenn die Idee des Wohlwollens tadelte, was die Idee der Vollkommenheit pries!

Die Idee der inneren Freiheit hatte aber noch mehr zu thun, denn sie giebt, wie der Coadjuter Dalberg ganz richtig an Schiller schreibt, „der menschlichen Seele die Vorschrift: Sei einig mit dir selbst, mithin folge dein Wille den unwandelbaren Wahrheiten, die deine Vernunft erkennt. Aber dein Wille erfülle auch alle diejenigen Wünsche des Herzens, die rein sind und mit den Vorschriften der Vernunft nicht in Widerspruch stehen." Schiller mußte also auch an die Befriedigung der sonstigen ästhetischen Forderungen denken. Die eigenen Kunstwerke mußten den Kunstgesetzen gemäß gemacht und die fremden darnach beurteilt werden. Es mußte entschieden werden, ob Verse der Prosa vorzuziehen seien, wo der Reim am Platze sei und wo nicht u. s. w. Außer dieser Entschiedenheit des ästhetischen Geschmacks verlangte die Idee der inneren Freiheit bei Schiller ferner Sicherheit im logischen Denken und Erkennen, Wahrheit — und Wahrhaftigkeit, d. h. Übereinstimmung zwischen dem inneren Leben und seinen Äußerungen — wiederum Forderungen, denen völlig zu genügen gar schwer ist.

Rechnen wir nun zu diesen Forderungen seines ethischen, ästhetischen und logischen Gewissens die Bedürfnisse des Leibes, der Sinne — des Auges, des Ohres, der Zunge —, so müssen wir gestehen, daß sein Ich dieser Schar von Ansprüchen gegenüber einen harten Stand hatte. Wir werden uns also auch nicht mehr wundern, wenn wir ihn schwankend und unruhig finden, sondern vielmehr darüber, wie er im ganzen seine innere Freiheit so entschieden hat behaupten können. Ja wäre er ein geborener Fürst gewesen, so hätte er sich ruhiger dem Dienste der sittlichen Ideen und der Kunst und Wissenschaft hingeben und so sich selbst genugthun können. Hätte das Schicksal ihn auch nur an Goethes Platz gestellt, so

Digitized by Google

würde wohl sein innerer Friede nicht so oft gestört sein, als auf seiner dornenvollen Laufbahn. — Das Glück ist freilich in dieser Hinsicht, wie er in seinen Wanderjahren wohl klagt, nicht gerade wider ihn gewesen: es hat ihn früh die innere Freiheit schmecken und lieb gewinnen lassen; es hat ihn vor einem heimtückischen Unterdrücker bewahrt; es hat ihm eine Mutter und Schwester geschenkt, die ihn in niederdrückenden Verhältnissen nicht selbstsüchtig fest zu halten suchten; es hat ihm viele treue Freunde und Freundinnen zugeführt, die ihn in der Not vor Verzweiflung schützten und in übermütigen Stunden sein Denken und Wollen durch weisen Rat berichtigten; es hat ihm eine Gattin zugesellt, die es verstand, seinen Gleichmut zu erhalten und den verlorenen wiederherzustellen. Aber bei alldem blieb ihm selbst zur Erhaltung der inneren Freiheit und des inneren Friedens noch gar viel zu thun übrig.

Einen Teil dieser Aufgabe führte er durch verständiges Verteilen der Genüsse und Geschäfte aus, indes auch nur einen Teil, denn lange nach einem festen Plane zu leben, war seine Sache nie, es war wider seine leibliche und seelische Natur und machte ihn nicht frei, sondern unfrei. Einen anderen Teil beseitigte er, indem er seinen Genius frei gewähren ließ. Indes wie glücklich er sich auch beim ungebundenen Austausch der Gedanken und beim leichten Spiel der Phantasie fühlte, lange duldete sein Ernst den Leichtsinn nicht, lange konnte er nicht müßig zusehen und erwarten, was in ihm und durch ihn geschehen möchte.

Schiller mußte also, da er ohne Selbstbestimmung nicht lange leben konnte und der Gewohnheit nur wenig Macht über sich einräumte, oft aufs neue als Schiedsrichter, Gesetzgeber und Herrscher in seinem Inneren auftreten. Hatte die Entscheidung keine Eile und war sie überdies von Wichtigkeit, so dauerte sein Verhör der von allen Seiten heranstrebenden Gedanken gewöhnlich recht lange; war aber Gefahr im Verzuge, drängte ihn die Not oder eine bestimmte Pflicht, so fehlte es ihm nicht an rascher Entschlossenheit. Er war sich dieses wohlthätigen Einflusses eines gewissen äußeren Zwanges, wie mancherlei Äußerungen zeigen, auch sehr wohl bewußt. So schreibt er an Körner einmal: „Eigentlich ist es ein Unglück für Dich, daß Dich der Hunger nicht zum Schreiben zwingt, wie unser einen. — Der leidige Muß würde ersetzen, was Dir an Selbstvertrauen und Beharrlichkeit fehlt. Wie oft ist es mir so ergangen!“ Und namentlich im Wallenstein-Cyklus kehrt mehrmals der Gedanke wieder, daß bekannten Gesetzen und bestimmten Befehlen zu gehorchen, leicht sei und das Gefühl der Freiheit gebe.

Da Schiller Vorsätze, die er nach sorgfältiger Prüfung seiner Neigungen und Kräfte gefaßt hatte, nicht selten wieder aufgab, so kann

Digitized by Google

man ihm, wenn man will, auch Wankelmut vorwerfen; allein nur wenige dürften das wollen und ihm die gradlinige Konsequenz der Einseitigkeit und Beschränktheit wünschen. Diejenigen, welche sein Leben, das ein unaufhörliches Ringen war, und seine Werke, die großenteils mit unermüdlicher Anstrengung vollendet wurden, vor Augen haben, werden ihm vielmehr aus vollem Herzen das Lob der Beharrlichkeit erteilen. Sie werden gestehen, daß er selbst die Maxime des Marquis Posa, gute Vorsätze, auch zehntausendmal vereitelt, dürfen nie aufgegeben werden, als Jüngling so gut wie als Mann selbst treu befolgt habe. Und eher werden sie mit Goethe meinen, „daß die Idee der Freiheit ihn getötet habe, weil er dadurch Anforderungen an seine physische Natur machte, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren," — als ihm Mangel an Selbstbeherrschung und Konsequenz vorwerfen.

Schiller selbst sah auch die Beharrlichkeit als rühmlich an und sprach zuweilen, um sich darin zu bestärken, sein: „Ich will" — laut aus; allein noch höher, als die Übereinstimmung mit dem Gestern und Vorgestern, galt ihm der Einklang des gegenwärtigen Selbst. Er gab deshalb auch unschwer auf, was ihm nicht mehr homogen war, und bestimmte sich aufs neue zu neuem Thun. Er wandte sich von der Jurisprudenz zur Medizin, von der Medizin zur Poesie, von der Poesie zur Geschichte, von der Geschichte zur Philosophie und von der Philosophie wieder zur Poesie. Wenn bei solchem Verfahren sein Leben nicht wie ein Aggregat von lauter verlassenen oder überwundenen Standpunkten aussieht, sondern eine schöne Kontinuität zeigt, so rührt das von dem gesunden Kern her, der in ihm steckte und seine volle Triebkraft fortwährend behielt.

Dieser Kern — das waren eben die praktischen Ideen in ihrer Gesamtheit. Sie nahmen das Zentrum seines Geistes ein und bildeten den Schwerpunkt, während ephemerische Gefühle und Neigungen wechselten. Sie wurden bald als dunkler Drang, als Instinkt, bald als deutlich redende Mahner seine Wegweiser und Führer. Zunächst Stimmen von innen, erschienen sie ihm auch als Stimmen von oben; sie kleideten sich ihm dann gern in himmlische Gestalten, die freundlich blicken, wenn sie Achtung und Gehorsam finden, aber schrecklich sind, wenn sie verletzt werden. Kein Wunder also, daß Schiller bei allen seinen Veränderungen sich im ganzen so gleich blieb, da er immer nach dem trachtete, was droben ist; kein Wunder, daß seine ersten und letzten Werke von demselben Geiste erfüllt sind, da seine Muse stets dieselbe war und er sich scheute, die Sünde wider den heiligen Geist zu begehen.

Digitized by Google

Weil Schiller seine Menschen-Ehre darin sah und suchte, der Vernunft gemäß zu leben, so fühlte er sich mit ihr und weiter mit der Welt-Vernunft auch meistens in Übereinstimmung. Namentlich war, wie seine Schwägerin berichtet, in dem letzten Winter ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Während er nun so mit sich selbst und mit dem Ganzen harmonierte, trat die ihm eingeborene Christus-Tendenz, wie Goethe sie nennt, selbst in gelegentlichen Unterhaltungen das Höhere anschaulich zu machen, recht deutlich an den Tag, so wie sein Gamaliel-Glaube, womit er, was er im Dienste des Wahren, Schönen und Guten vollbrachte, „schweigend in die unendliche Zeit warf". „Für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter" ließ er ruhig den Himmel sorgen, denn er glaubte, nachdem er sich Kants Philosophie angeeignet hatte, wieder so freudig an eine weise und gütige Vorsehung, daß er lange mit dem Plane umging, eine Theodicee zu schreiben.

Reue mag Schiller bei seinem redlichen und rüstigen Streben nie lange empfunden haben; er kannte sie jedoch so weit, daß er ihre verschiedenen Arten und Grade nach der Natur schildern konnte. Er that dies auch nicht ungern, denn er hatte dabei nicht sowohl die Qual der leidenden Menschen im Auge, als vielmehr die Macht des Sittengesetzes, das ihm, wie er „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" ausführt, in der Selbstverdammung des Verbrechers oft größer, erhabener erschien, als in der gläubigen Zuversicht und Opferfreudigkeit des Tugendhelden. Die friedlosen Übelthäter sieht er, nachdem sich sein Begriff von der menschlichen Freiheit vervollständigt hatte, mehr als Unglückliche, denn als Strafwürdige an

„Und wälzt die größte Hälfte ihrer Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu."

Was die Versöhnung betrifft, so scheint Schiller sie nur hinsichtlich des menschlichen Gewissens für nötig gehalten zu haben. Das verletzte Menschen-Gewissen aber faßt er auch in seiner ganzen Tiefe und Breite. Es reicht ihm an die Nachtseite des Geistes hinab und verdüstert die Welt, läßt den rollenden Donner als ein böses Omen vernehmen. Es dehnt sich ihm über das Individuum und den Augenblick hinaus und wird ein allgemeines und ewiges; es nimmt die Gestalt der Erinnyen an. Es zu besänftigen, scheint er in gewissen Fällen, z. B. bei Franz Moor, für unmöglich, in anderen — bei Karl Moor, dem Verbrecher aus verlorener Ehre, Don Cesar — nur durch einen freiwilligen Tod für möglich zu halten. Im allgemeinen aber, selbst bei Maria Stuart, scheint er als den natürlichen Weg zur Versöhnung ein Verhalten wie das des Goethe'schen

Digitized by Google

Oreſtes angeſehen zu haben, der im Haine der Diana zuerſt vor der heiligen Jungfrau ſeine ſchwarze That mit Schrecken erkennt und bekennt und darauf die mild und freundlich blickende Schweſter liebe- und vertrauensvoll umarmt.

Beſſer noch, als Reue und Verſöhnung, mochte Schiller die Unruhe des Gemüts kennen, welche der Streit der Ideen untereinander verurſacht. Ihn erfuhr er, da ſie, wie wir geſehen haben, in ſeiner Bruſt alle ſo lebendig waren, gewiß täglich und ſtündlich. Ohne dies hätte es ihn auch nicht ſo unaufhörlich gedrängt, Dramen zu ſchreiben; ohne dies hätte er ſie nicht einmal ſchreiben können. Seine Trauer- und Schauſpiele ſind ja im Weſentlichen nichts anderes, als der objektivierte Kampf ſeiner eigenen ſittlichen Ideen, mögen ſie unter verſchiedenen Perſonen verteilt ſein, oder in einzelnen Charakteren miteinander und nacheinander zum Vorſchein kommen. Seine Dialoge und beſonders ſeine Monologe zeigen aber auch zugleich, wie er im Kampfe der Gedanken und Gefühle ſich über ihn zu erheben und ſeine innere Freiheit zu behaupten wußte. Am leichteſten wurde ihm dies natürlich, wo er aus mutigen und entſchloſſenen Charakteren herausredete, beſonders, wenn ſie nicht bloß ſubjektiv, ſondern auch objektiv, d. h. nach dem Geſamturteil aller ſittlichen Ideen Recht haben. Sie hat er daher auch mit beſonderer Begeiſterung angeſchaut und dargeſtellt, vor allen die Jungfrau von Orleans, welche in der That die in Schillers bewegter Seele wie eine Minerva ſich erhebende Idee der inneren Freiheit ſelbſt zu ſein ſcheint.

Digitized by Google

Die Lüge und die praktischen Ideen.

Die Lüge ist von jeher ein Schandfleck der Menschheit gewesen und ist es, wie die Tagesgeschichte lehrt, auch noch heute. Er haftet zwar — dieser Schandfleck — in ganz besonderer Stärke auf einzelnen Zeiten, einzelnen Völkern, einzelnen Ständen, Genossenschaften, Personen: aber frei davon dürfte nur die Minderheit der Menschen erscheinen. Ja, wer sich gewöhnt hat, schwarz zu sehen, der erklärt vielleicht nur einen geringen Teil für makellos; vielleicht — von einzelnen abgesehen — nur die, welche schon im zartesten Alter ihren Mund auf ewig schlossen.

Freilich wäre das ein hartes Urteil, und ihm kann, wer sein Auge auf das Ganze richtet und die Sonne trotz ihren Flecken rein nennt, nicht zustimmen. Er sieht mehr Licht im Menschheit-Leben, besonders da, wo die Kultur noch einfach ist, und da, wo sie bei allem Fortschreiten einfach bleibt. Da findet er nicht wenig schlichte Gestalten, die aufrichtig sind in Wort und That; nicht wenig reiche Seelen, in denen kein Falsch ist.

Über dem unteren Rande der Kultur, in welchem man unbewußt der Natur gemäß lebt, und neben den lichten Streifen, in denen durch gediegene Kultur veredelte Naturen erscheinen, liegen allerdings weite Felder der Mißkultur, auf denen die Lüge wuchert.

> Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
> Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
> Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
>
> (Schiller, Spaziergang.)

Üppig schießt sie auf, wo der natürliche Realismus — die Freude an der Fülle und Mannichfaltigkeit der Dinge und Ereignisse — erstickt, oder so mißleitet wird, daß er sich in Materialismus verkehrt, wo der angeborene Idealismus, weil er gesunder Nahrung entbehrt und überspannt wird, erkrankt und schließlich ebenfalls in Materialismus umschlägt, wo statt des Wahren das Geistreiche, statt des Schönen das Reizende, statt des Rechten und Guten das Nützliche, statt des Bleibenden das Schwindende, statt des Gegebenen das Verborgene, statt Geistes-

Digitized by Google

erbauung Geistesberauschung, statt Beherrschung des Stoffes und der Sinne materieller Besitz und Genuß gesucht wird. In solchen verbildeten und verkommenen Regionen ist — was Goethe durch beide Teile seines Faust hindurch so meisterhaft malt — die Lüge heimisch und ihre häßliche Brut so zahlreich, daß alle unverdorbenen Gemüter sich davor entsetzen.

Dies anfänglich gleichartige Gefühl erleidet zwar in den verschiedenen Naturen gar mancherlei Umwandlungen. Die Klugen und Lüsternen finden bald Vergnügen an der Verschmitztheit und machen den alten Schelmen ihre Kunststücke nach.

Reineke sagte zum Dachse: Bekennet mir, Oheim, ich habe
Kinder trefflicher Art. (Goethe, Reineke Fuchs.)

Die Leichtsinnigen und Bequemen gewöhnen sich an den Anblick und bekümmern sich wenig um das unsittliche Thun und Treiben, wenn sie selbst nicht besonders darunter zu leiden haben. Die Furchtsamen erschrecken, wenn sie die Wut und Grausamkeit der angegriffenen Heuchler und Betrüger kennen lernen, und wagen darum nicht, den Mund wider sie aufzuthun.

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt. (Goethe, Faust.)

Die Kleingläubigen lassen sich einschüchtern durch die scheinbare Größe und Festigkeit des Lügenreiches und erklären jeden Kampf dagegen für nutzlos. Die Leidenschaftlichen überstürzen sich, in blindem Eifer mißkennen sie die Macht und List des Feindes und reiben sich auf, indem sie der guten Sache mehr schaden als nützen.

Anders die Freunde der Wahrheit und der Menschheit, die, wie Faust, den Punkt gefunden haben, von wo aus „der Geist mit Geistern streiten darf." Im Tempel der Wahrheit erneuen sie täglich ihre Wahrheitsliebe und hassen die Lüge im höchsten Alter, wie in der frischesten Jugend. Frieden machen sie nie mit diesem Feinde des Menschengeschlechts, der ihm die teuersten Güter raubt und verdirbt. Sie fürchten ihn aber auch nie, wie prächtig er dastehe, wie drohend er sich geberde, denn sie wissen, daß sein Reich inwendig hohl ist und früher oder später zusammenstürzen muß.

Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle besteh'n,
Bis die Natur erwacht und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit.
(Schiller, Spaziergang.)

Digitized by Google

Glaubensmutig und besonnen treten sie ihm vielmehr überall entgegen, weil sie des Sieges gewiß sind, auch wenn sie ihn nicht selbst erleben.

. . . . . siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen? — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!
(Schiller, Jungfrau von Orleans.)

Ihre Waffe aber und Kampfesweise wählen sie nach der Stellung und Begabung, die ihnen unter den Streitern für Wahrheit geworden ist. Stehen sie falschen Priestern und Propheten gegenüber, so ziehen sie, von lebendigem und lichtvollem Glauben erfüllt, wider dieselben; beleuchten ihre Götzen und ihren Götzendienst, so daß beide in ihrer Nichtigkeit und Verwerflichkeit erkannt werden; schrecken mit der Stimme gottbegeisterter Völkerhirten die Wölfe in Schafskleidern und wecken in umdüsterten und verzagten Seelen Vernunft und Glauben. Haben sie auf dem Felde des Erkennens Irrlehren und Irrlehrer zu bekämpfen, so ergreifen sie die Fackel der Wissenschaft und vertreiben damit die Gegner, die das Licht nicht ertragen können, aus ihren Schlupfwinkeln. Wem es aber nicht gegeben ist, durch Verkündigung religiöser und wissenschaftlicher Wahrheiten Irrtum und Lüge zu verdrängen, der kann durch den Kultus des Schönen das Gezücht der Nacht fern halten, denn nicht leicht

„waget ein Scheusal
neben der Schönheit
sich vor dem Kennerblick
Phöbus' zu zeigen."
(Goethe, Faust II, 3. Chor.)

Insbesondere hat das Sittlich-Schöne die Eigenschaft, zerstörend auf die Lüge einzuwirken, und wird deshalb von ihren Dienern auch in hohem Grade gefürchtet, gewöhnlich mehr als das Licht des Verstandes. Dem Verstande des Verständigen wagen sie wohl noch mit Unsinn entgegenzutreten und den Sieg streitig zu machen, die Stimme des Gewissens jedoch, das unaufhörlich tönende Urteil der hervortretenden sittlichen Schönheit, macht sie — wie den Illo in Wallenstein — fast immer wehrlos und feldflüchtig. Das Gewissen aber wird desto mächtiger und duldet Widerspruch und Widerstand um so weniger, je klarer und deutlicher es spricht, je reiner seine Urteile sich sondern und nach Aufhebung etwaiger Dissonanzen wieder zusammenklingen.

Daß eine solche Kräftigung des Gewissens zum Kampfe für die Wahrheit und wider die Lüge besonders auch durch seine Zerlegung in die praktischen Ideen gewonnen wird — dies ausführlicher, als Herbart

Digitized by Google

selbst es gethan hat, nachzuweisen, ist nun das Hauptziel der nachfolgenden Betrachtungen. —

Für unseren Zweck wecken wir in uns zunächst

die Idee der inneren Freiheit,

welche Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst liebt und lobt, Entzweiung in und an ihm aber verabscheut, und werden alsdann bald gewahr, daß sie das Lügen verwirft, Aufrichtigkeit dagegen preist und empfiehlt. Immerfort mahnt sie ja: Sei schlicht und einfältig; sei einig mit dir selbst; sei natürlich, wie ein Kind; sei offen und wahr. Sprich, wie du denkst und fühlst; zeige dich, wie du bist. Widersprich nicht dir selbst, lüge nicht: sage nicht aus, was du nicht weißt; behaupte nicht, was dir zweifelhaft ist; äußere nicht, was du nicht fühlst; bekenne nicht, was du nicht glaubst; gelobe nicht, was du nicht halten willst. Kein ja komme über deine Zunge, wenn eine innere Stimme nein ruft; nie nenne sauer süß und süß sauer, nie Finsternis Licht und Licht Finsternis. Gieb nicht für dein eigenes Urteil aus, was du anderen blindlings nachsprichst, und schreibe dir überhaupt nicht zu, noch laß dir zuschreiben, was du nicht hast und nicht bist und nicht kannst. Verleugne aber auch nicht, was dein ist; verbirg nicht, was in deinem Kopf und Herzen lebt und treibt; verhehle nicht deine Bewunderung und deinen Abscheu, deine Freude und deinen Schmerz, deine Hoffnung und deine Furcht. Sei nicht zweizüngig: sage nicht mit einem Munde ja und nein; rede nicht wie ein Christ mit Christen und wie ein Heide mit Heiden; versichere nicht öffentlich, was du insgeheim leugnest; lobe nicht heute, was und wen du gestern getadelt hast. Sei auch nicht zweideutig, indem du absichtlich unklare und doppelsinnige Wörter und Wendungen gebrauchst, oder wissentlich deiner Rede für dich einen anderen Sinn unterlegst, als für deinen Zuhörer. Hinweg mit Verstellung und Heuchelei, mit Augendienst und Scheinheiligkeit. Meide jeden falschen Schein und zeige dich — auch vor dir selbst — nicht anders, als wie du bist: nicht größer und nicht kleiner, nicht stärker und nicht schwächer, nicht glücklicher und nicht unglücklicher, nicht fröhlicher und nicht trauriger, nicht besser und nicht schlechter. Zeige keine Herzlichkeit, wo du gleichgültig bist; kein Vertrauen, wo du Argwohn hegst; keine Achtung, wo du verachtest; keine Liebe, wo du haßt.

Arglistig Herz! du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht.
(Schiller, Jungfrau von Orleans IV, 1.)

Digitized by Google

Erkenne auch bei anderen die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit als schön und löblich an. Rühme die Gradheit und nenne sie nicht Grobheit und Ungeschliffenheit. Preise die Herzenseinfalt derjenigen, die beim Anblick eigener Falschheit erblassen und erröten, und lache nicht über den Mangel an Verstellungskunst. Lobe die Kindlichkeit und Natürlichkeit, weise hin auf die Schönheit eines ungeschminkten Wesens, einer ungekünstelten Sprache, und mache darauf aufmerksam, wie Offenheit das Herz entlastet und das Antlitz aufhellt.

O weh der Lüge! Sie befreiet nicht
Wie jedes and're wahrgesprochene Wort
Die Brust. (Goethe, Iphigenie IV, 1.)

Dagegen tadele die Unnatur und Lüge, wo du sie auch antreffest, wie allgemein, wie reizend sie auch sei, und mache nie gute Miene zum falschen Spiel. — Reize niemand zur Unwahrheit, indem du forderst, was er nicht hat und nicht leisten kann und nicht zu haben und zu leisten braucht, oder indem du mißbilligst, was ihm eigentümlich ist und bleiben darf. Noch weniger aber verlange, was einer gesunden Natur zuwider ist: Eigenschaften, Interessen, die sich gegenseitig ausschließen; ein Reden und Thun wider die Überzeugung, wider das Gewissen.

Bei solchen Mahnungen, Geboten und Verboten gestattet die Idee der inneren Freiheit, so lange sie allein das Wort hat, keinerlei Ausreden. Wie Goethes Iphigenie, weist sie alle Vorstellungen, die eine Beschönigung und Rechtfertigung der Lüge sein sollen, entschieden zurück. Sie mag nichts hören von der sogenannten Notlüge, von der jesuitischen reservatio mentalis, von dem Irreleiten durch listiges Reden und Handeln. Am allerentschiedensten aber ist sie, wenn die übrigen Ideen mit ihr übereinstimmen und sie unterstützen. Alsdann verwirft sie das Lügen, das Verleugnen der Wahrheit, den Widerruf ausgesprochener Überzeugung, wenn auch die teuersten Güter davon abhängen, wenn auch das Leben selbst allein dadurch gerettet werden kann.

Wenn andere Ideen laut widersprechen, so bequemt sie sich freilich oft zur Nachgiebigkeit. Fordert z. B. die Idee der Billigkeit Bewahrung eines anvertrauten Geheimnisses, gebietet die Idee des Rechts Beobachtung einer als Unsitte erkannten Sitte, untersagt die Idee des Wohlwollens unzeitiges Offenbaren der Wahrheit, verlangt die Idee der Vollkommenheit das Zurückdrängen einer ungeziemenden Empfindung: so gestattet sie nicht selten die Verstellung, die Unwahrheit, aber immer mit Widerstreben. Sie widerstrebt sogar — denn sie liebt auch die Konsequenz —, wenn bei ganz verändertem Geistes- und Herzenszustande sie selbst ein Wort zurück-

Digitized by Google

zunehmen drängt und zwingt; und darum kann sie auch nimmer gestatten, eine Lüge im Ernst fromm zu nennen, nimmer den Grundsatz hinstellen, daß ein Zweck, und wäre es scheinbar die major dei gloria, die Lüge „heiligen" könne. Soll sie einen Grundsatz, ein allgemeines Urteil aussprechen, so lautet es immer und ewig: die Wahrhaftigkeit ist schön, die Lüge ist häßlich.

An und für sich ist die Lüge nichtswürdig und tadelnswert, die Wahrheit dagegen schön und lobenswert.

(Aristoteles, Eth. Nic. IV, 13.)

Ebenso urteilt auch

die Idee der Vollkommenheit,

die da Willens-Stärke und -Hoheit mit Wohlgefallen, Willens-Schwäche und -Niedrigkeit dagegen mit Mißfallen ansieht.

In hochsinnigen, echt ritterlichen Geistern, in denen sie immer wach ist, ruft sie daher auch überall Wahrhaftigkeit hervor und Abscheu vor Lug und Trug und Verrat. Ein Achilles verstellt sich nimmer; ein Epaminondas sagt nicht einmal im Scherze die Unwahrheit; ein Fabricius entlarvt selbst die Arglist wider den Feind; ein Konrad III. läßt sein Kaiserwort nicht drehen, noch deuteln; ein Karl V. hält auch dem Erzketzer sein Wort; ein Hutten stört furchtlos in das Nest der Dunkelmänner; ein Lessing hat die edle Leidenschaft, überall der Wahrheit nachzuspüren, und ein Stein den Mut, selbst Fürsten und Königen offen seine Meinung zu sagen.

Du bist zu stolz zur Demut, ich zur Lüge.

(Schiller, Braut von Messina.)

Sie sollen mir einen stellen, dem ich mein Wort brach.

(Goethe, Götz von Berlichingen IV.)

Ich hab's gethan, und was ich that, das leugn' ich nicht!

(Sophokles, Antigone 439.)

Denn verhaßt ist mir jener gleich wie die Pforten des Todes,
Der in dem Herzen das eine verbirgt und das andere redet.

(Homer, Ilias IX, 312.)

Einem hochherzigen, tapferen Manne erscheint die Lüge, erscheinen Kniffe und Pfiffe, Listen und Ränke als ein entehrendes Brandmal, als schändende Zeichen von Schwäche, Feigheit und niedriger Gesinnung, und er begreift nicht, wie durch ehrlose Genossen die eigene Unehre verringert werden könne. Nicht einmal die Rolle eines Simon, der doch bei seiner Überlistung der Trojaner außer erstaunlicher Klugheit auch noch seltenen

Digitized by Google

Mut und Patriotismus zeigte, mag ein gradsinniger Held spielen, geschweige denn die Rollen derer, die ängstlich nach der herrschenden Meinung ausschauen und fügsam ihr gemäß die Farbe wechseln, das Bekenntnis ändern, die aus Furcht, wie es verlangt wird, schwarz weiß und weiß schwarz nennen, die um schnöden Lohn die große und kleine Geschichte fälschen, die aus dem Betruge ein Gewerbe machen.

Je niedriger dagegen jemand sich stellt, je gemeiner, nichtswürdiger er ist, desto weniger pflegt er Lug und Trug zu scheuen. Und wer so weit sich erniedrigt hat oder erniedrigt ist, daß er sich durch den Vorwurf zu lügen und zu betrügen nicht mehr erniedrigt, nicht mehr beschämt fühlt, dem ist, auch wenn er flucht und schwört, nicht mehr zu trauen. Die Idee der Vollkommenheit kann ihn wenigstens nicht von Treubruch und Verrat zurückhalten, sie hat über ihn so wenig Macht, wie über die Tiere. Ihr Einfluß beginnt erst da, wo das Gefühl des eigenen Wertes erwacht. Da zeigt sie sich aber auch überall als Feindin der Lüge und als Freundin der Wahrhaftigkeit und als solche um so kräftiger, je lebendiger das Ehrgefühl hervortritt. Mehr und mehr zuverlässig werden daher diejenigen, die in ihren eigenen Augen an Würde wachsen als Menschen, Männer, Frauen, Bürger, Beamte, Krieger. Ihr Wort, namentlich ihr Ehrenwort, gilt nicht selten einem heiligen Eide gleich.

Da übrigens die Idee der Vollkommenheit nur die Gesinnung im Auge hat und sich um Worte nicht kümmert, so verurteilt sie nicht gerade alles, was Lüge genannt werden mag. Sie lobt sogar — während vielleicht andere Ideen widersprechen und warnen — die Redner, welche sich der Ironie geschickt bedienen; die Erzähler, welche wunderliche Einfälle mit ernster Miene als geschichtliche Ereignisse vortragen; die Schauspieler, welche im Simulieren und Dissimulieren Meister sind; die Künstler, welche nie Geschehenes und nirgends Gesehenes als wirklich darstellen; die Muse, die

„das düft're Bild
Der Wahrheit in das heit're Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt."

Einen närrischen Preis erwarb eben dort (in Augsburg) sogar der, welcher dem Volk die größte Lüge erzählen konnte.

(G. Freitag, Neue Bilder, S. 145.)

Wo indes die Lüge eine dauernde Täuschung, insbesondere, wo sie den bloßen Schein der Größe erstrebt, da verschmäht die Idee der Vollkommenheit, wahre Größe jede Gemeinschaft mit ihr. Sie verwirft die Kleinen, welche sich durch den Anschluß an Große groß machen wollen;

Digitized by Google

die Schwachen, welche die Sprache der Starken reden; die Furchtsamen, die sich kühner Thaten rühmen; die Unwissenden, die sich den Schein der Gelehrsamkeit geben; die Leeren, welche die Miene innerer Fülle und Tiefe und Hoheit annehmen; die Eitlen, welche mit Flitterstaat prunken und sich mit fremden Federn schmücken; die Ruhmredigen, welche von nichts viel Aufhebens, aus dem Glück ein Verdienst und aus der Not, ja selbst aus der Untugend eine Tugend machen; die Schleicher und Schmeichler, welche sich auf krummen Wegen empor arbeiten; die Niedrigen, welche andere verkleinern, um sich zu erhöhen; die Übelthäter, welche Unschuldige anschwärzen, um sich weiß zu brennen.

Die Idee der Vollkommenheit weist auch die zurück, welche auf der Höhe stehen, daß sie mit ruhigem Blick Vertrauenden ins Gesicht lügen und mit spöttischem Achselzucken alle Verpflichtungen gegen die, welche sie für wehrlos halten, von sich werfen können; die Pharisäer, welche sogar die Religion, das Gebet, zum Deckmantel ihrer Arglist und Bosheit machen; die Übermenschen, welche mephistophelisch-macchiavellistische Grundsätze aussprechen mögen, wie: Die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen — Wo die Löwenhaut nicht ausreicht, da muß man den Fuchspelz umhängen — Knaben betrügt man mit Würfeln, Männer mit Eidschwüren — Ketzern braucht man nicht Wort zu halten — Wer sich nicht zu verstellen weiß, weiß nicht zu regieren — Ich bin nicht der Sklave meines Worts. — Die Idee der Vollkommenheit verabscheut selbst die Sieger, die unter dem Barbaren-Rufe: Wehe den Besiegten! — sich frechen Betrug erlauben; denn sie ist wahrhaftig und haßt alle Zerrbilder *menschlicher* und *männlicher* Größe.

> Armsel'ge Gleisner, wie veracht' ich euch,
> Die ihr euch selbst, so wie die Welt, belügt. —
> Die Heuchelei veracht' ich. Wie ich bin,
> So sehe mich das Aug' der Welt.
>
> (Schiller, Jungfrau von Orleans II, 2.)

Wie die Ideen der inneren Freiheit und der Vollkommenheit, so treibt auch

die Idee des Wohlwollens

zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit und bekämpft die Lüge.

Die Wahrheit ist ja ein ewiges Gut der Menschheit. Sie ist die rechte Lebensluft für die Seele, worin sie gesundet und erstarkt und freudig ihre Schwingen regt. Nach Wahrheit sehnt sich darum auch jede unverdorbene Natur und scheut — falls sie erreichbar erscheint — keine Mühe, um in ihren reinen Äther zu gelangen. Wo ihre Stimme erklingt,

Digitized by Google

da folgt ihr viel Volks nach und ist erstaunt und erfreut, wenn ihm die Schuppen von den Augen fallen und Wunder und Rätsel der äußeren und inneren Welt offenbar werden. Verstummt sie und haben an ihrer Stelle falsche Propheten und Irrlehrer, Sophisten und Zweifler das Wort, so bleibt in diesem beengenden Nebel doch die Sehnsucht nach Licht, und allgemein wird gefühlt, was Goethe ausspricht:

Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott, ich ging' nicht wieder heraus.

Erquickend ist aber auch schon, wenn auf Wahrheit selbst verzichtet werden muß, die bloße Wahrhaftigkeit. Ein Redner, der offen und ehrlich seine Meinung herausſagt, der nicht Klarheit für Wahrheit, nicht geläufige Vorstellungen für gültige Gedanken ausgiebt, zieht an, mögen auch seine Überzeugungen von den unserigen abweichen, mag selbst sein letztes Wort sein: ich weiß, daß ich nichts weiß. Denn giebt er gleich nicht, was wir suchen, schließt er uns gleich keine Geheimnisse auf, so brauchen wir doch keine Arglist zu fürchten, sondern können sicher an seinem Herzen ruhen.

Die Lüge dagegen raubt Sicherheit und Vertrauen. Sie zerstört Frieden und Freundschaft und erzeugt Haß und Streit. Sie ist ein Gift, welches die Gemüter verdirbt, die schönsten Verbindungen auflöst, die höchsten Güter: Sprache, Kunst, Wissenschaft, Gesetz und Religion in Übel umwandelt, eine Pest, die in vielen die Freude über den Vorzug, Menschen zu sein, nie aufkommen läßt.

Weil dem nun so ist, weil Wahrheit und Wahrhaftigkeit ewige Güter der Menschheit sind, die Lüge aber, wie ein böser Dämon, Menschenwohl verneint und zerstört, darum sind alle Menschenfreunde auch Freunde der Wahrheit.

Unsel'ge Falschheit, Mutter alles Bösen,
Du jammerbringende verderbest uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
Die welterhaltende, gerettet u. s. w.
(Schiller, Wallensteins Tod II, 7.)

Sie ehren die Männer und Frauen, die das Reich der Wahrheit ausbreiten und befestigen, und sind für ihre Person nicht nur aufrichtig und ehrlich, sondern auch eifrig bemüht, Wahrheit zu entdecken und ihren Mitmenschen zugänglich zu machen. Ihr Lieblingsgeschäft aber ist, Verkannten und Verleumdeten, mögen sie noch leben oder schon gestorben sein, zu helfen, sie von Schmach zu reinigen und in das rechte Licht zu stellen. Alle Menschenfreunde sind dagegen Feinde der Lüge. Sie verfolgen die Gleisner und Betrüger, ziehen, um sie unschädlich zu machen, die täuschende

Digitized by Google

Hülle von ihnen ab und schütten über die Entlarvten entweder ihren Zorn aus, oder sie stellen sie lachend an den Pranger der Öffentlichkeit. Insbesondere suchen wohlwollende Eltern und Erzieher — von kurzsichtiger Eitelkeit und blinder Zärtlichkeit sich reinigend — ihre Zöglinge vor der Lüge und Lügenhaftigkeit zu schützen und zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu führen. Und wo das Wohlwollen gegenseitig ist, wie unter treuen Freunden, da ruft es auf beiden Seiten Offenheit und Gradheit hervor und vertreibt alle Heuchelei und Lüge.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
. . . . . zwischen uns
Sei Wahrheit. (Goethe, Iphigenie III, 1.)

In einzelnen Fällen scheut die Idee des Wohlwollens, die sich um Grundsätze als Grundsätze nicht kümmert, sondern nur das Wohl anderer im Auge hat, eine Unwahrheit allerdings nicht. Sie treibt nicht selten, wo die Offenbarung der Wahrheit Menschenwohl gefährden und zerstören würde, zum Schweigen, zum Verhüllen, zur scheinbaren Anerkennung des Irrtums und des Aberglaubens. Sie gestattet wohl auch, um eine unschädliche Freude, einen Scherz, eine freudige Überraschung zu bereiten, oder um durch Schaden klug zu machen, eine kurze Verstellung und Vermummung. Aber sie schützt zugleich vor Leichtsinn in solchen Dingen, denn sie ist stets der alten Wahrheit: quod honestum est, idem est utile eingedenk und erwägt, daß egoistische Lügner sich auf das Beispiel anerkannter Menschenfreunde berufen und allerlei wohlwollende Absichten zur Beschönigung ihres Treibens vorschützen würden.

Den Schein des Wohlwollens suchen nämlich, wenn es ihnen in Wirklichkeit fehlt, gar viele Menschen, namentlich in der heutigen Welt, wo von allem Sittlich-Schönen seine Schönheit meistens unverhältnismäßig gepriesen und die natürliche und nötige Selbstliebe oft ungebührlich verurteilt wird.

Die Selbstsucht wird mit Recht getadelt, jedoch nicht Selbstliebe, sondern übermäßige Selbstliebe.
(Aristoteles, Politik II, 5.)

So nimmt Gleichgültigkeit die Miene herzlicher Teilnahme an, Wohlgefallen wird für Wohlwollen ausgegeben, selbstsüchtige Zärtlichkeit nennt sich Freundschaft, die Sucht, andere zu bevormunden — väterliche Fürsorge, der Genuß, demütige Günstlinge, Schützlinge, Bettler um sich zu sehen — christliche Liebe. Kaltsinnige Egoisten tragen warme Interessen für andere zur Schau, und gar gern reden von Menschenwohl, Volkswohl, Staatswohl, vom Wohl der Kirche u. s. w., die in Wahrheit nur für sich, für

Digitized by Google

ihre Ehre, ihren Vorteil Sorge tragen. Liebevoll pflegen sich sogar die Selbstsüchtigen zu nennen, die das Wohl der eigenen Kinder und Pflegebefohlenen ihrem Ich — ihrem Eigensinn und Dünkel, ihrer Habsucht, Genußsucht, Rachsucht — zum Opfer bringen.

Ja, selbst das Gegenteil des Wohlwollens — das Übelwollen, der Haß, die Arglist — legt die Maske des Wohlwollens, der Freundschaft, der Fürsorge an. Neidische Gesellen thun, als wären sie treue Kameraden, und lassen schadenfroh den Arglosen, der vor den Augen seiner vermeinten Freunde auf gefahrloser Straße zu wandeln glaubt, ins Unglück rennen. Bösewichter, die Genossen suchen, Seelenverkäufer, die auf Menschenfang ausgehen, locken mit Freundesstimme die Bethörten in ihr Netz. Fühllose Menschenwürger rühmen sich der Milde, und doch ist, wie bei dem Wolf in der Fabel, nur Mangel an Mut und Macht der Grund ihrer gelegentlichen Schonung. Banditen schließen sich dem Irregeführten, dem sie den Dolch in den Rücken stoßen wollen, als schützende Gefährten an, und haßerfüllte Schlangen geberden sich freundlich wie Engel, wenn sie ihr Gift bereiten und einflößen.

Solch falsches und schwarzes Thun kann nun freilich wohl den Glauben an die Menschheit erschüttern, aber dem Wohlwollen seine Schönheit nicht rauben. Die Lüge selbst bestätigt vielmehr wider Willen das Urteil besonders auch dieser Idee, die unbeirrt ihre ewige Bahn wandelt und freundlich herabscheint auf die wirklichen Freunde der Menschheit und der Wahrheit.

> Daß feste Grundsätze und Tugend unter den Menschen wirklich und kein Traum seien, beweist der Umstand, daß so viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derselben, zu blenden.
>
> (Schiller zu Christiane von Wurmb. 5. April 1801.)

Die vierte in der Reihe der Ideen,

die Idee des Rechts,

verbietet das Lügen, weil sie Streit verabscheut, und fordert Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue, weil sie Frieden und Ordnung will.

Wo sich Gesellschaften bilden, sie seien groß oder klein, da entstehen auch, sobald sich die Erkenntnis aufdrängt, daß Lug und Trug und Verrat ihre Entzweiung und Auflösung herbeiführen, geschriebene oder ungeschriebene Gesetze gegen die Lüge. Selbst solche Verbindungen, die sozusagen von der Lüge leben: Klatsch-Zirkel, Wahrsager-, Fälscher-, Gauner-, Diebes- und Räuberbanden — halten auf Treue und Redlichkeit gegen die eigenen Glieder.

> Denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn;
> Nur zwischen Glauben und Vertrau'n ist Friede.
>
> (Schiller, Wallenstein III, 18.)

Digitized by Google

Gegen die Lüge überhaupt und für die Wahrhaftigkeit kämpfen natürlich am beharrlichsten solche Gemeinwesen, die ein gutes Gewissen haben und nach einem langen, womöglich ewigen Bestehen streben, also auch die großen Rechtsgesellschaften, die Staaten, deren Lenker sich durch Gesetz und Herkommen gesichert fühlen und — während sie das frivole après nous le déluge verabscheuen — das alte Wort „Ehrlich währt am längsten" zu ihrer Richtschnur machen. Sie sorgen dafür, daß das ganze Regiment vor den Augen der Welt offen daliege und seine etwaigen Mängel der Wahrheit gemäß beleuchtet werden. Sie wachen darüber, daß im Innern alles ehrlich zugehe, verfolgen die Arglistigen, welche darauf ausgehen, Arglose zu betrügen, und züchtigen diejenigen, welche andere durch Verleumdungen und Schmähungen an ihrer Ehre kränken. Sie machen Mittel ausfindig, um sich vor falschem Zeugnis zu sichern und die Wahrheit an den Tag zu bringen, um Wortbrüchigkeit zu verhüten und zuverlässige Diener und Bürger zu gewinnen. Namentlich führen sie für solche Zwecke den Eid ein und setzen auf den Meineid schwere Strafen.

Allein wie unermüdlich auch geschichtskundige Regenten, umsichtige Gesetzgeber, treue Beamte und gute Patrioten — *von der Idee des Rechts getrieben* — gegen die Lüge zu Felde ziehen, so schießt dies Unkraut doch immer aufs neue hervor. Man vermag nämlich nicht ihre weitverzweigte Wurzel ganz auszurotten: das Vorurteil, man dürfe sich gegen die „*Fremden*" wohl eine Lüge erlauben, man brauche ihnen nicht Wort zu halten. Am dreistesten wird dieses Vorurteil von verbrecherischen Banden ausgesprochen, die aller Welt Feinde sind. Aber auch solche Gesellschaften, die sich in sittlicher Beziehung hoch über Gauner und Diebe stellen, schließen häufig gar viele — zuweilen den Staat selbst — als solche von sich aus, gegen die sie nicht wahr zu sein brauchten. Und so belügen und betrügen sich denn oft unbedenklich, wenn sie sich nur vor Strafe sicher glauben, einzelne Menschengruppen. Es werden, selbst wo man auf Bildung nnd Humanität Anspruch macht, gegenseitige Verspottungen und Beschimpfungen laut zwischen Familien, Ständen, Örtern, Provinzen, wissenschaftlichen, kirchlichen und politischen Parteien. Ja, bisweilen wird es nicht nur für erlaubt, sondern auch für recht und gut, sogar für Pflicht gehalten, die eigene Geschichte und das eigene Leben wider besseres Wissen ins Schöne zu malen und fremde Gesellschaften, Kirchen, Staaten und Völker anzuschwärzen.

An all solchem *Lügen aus Parteilichkeit*, an allem Schmähen derer, die praktisch Pfahlbürger sind, wenn sie sich auch theoretisch wie Weltbürger gebahren oder gar wie Bürger und Vorkämpfer im Reiche

Digitized by Google

Gottes, ist die Idee des Rechts, die allen Streit und also auch jede Streit hervorrufende Lüge verbietet, offenbar unschuldig. Und ebensowenig kann es ihr zur Last gelegt werden, wenn ihre Produkte, die Gesetze, von verschlagenen Betrügern zu labyrinthischen Verstecken gemacht werden, in welche sie nach verübten Bübereien entschlüpfen, oder zu Schilden, wodurch sie die erschwindelte Beute decken, oder zu Schlingen, welche sie den Überlisteten um den Hals werfen. Ihre Schuld ist es auch nicht, wenn Gesetze — Sitten, Gebräuche — festgehalten oder neu eingeführt werden, die mit den vernünftigen Forderungen der Gegenwart in Widerspruch stehen und also gewissermaßen selbst eine Lüge sind. Die Idee des Rechts will ja gerade das Gegenteil von dem Streit, der — mag er auch dann und wann unsichtbar und unhörbar bleiben — naturgemäß entsteht, wenn so Unsinn für Vernunft und Plage für Wohlthat ausgegeben wird, sie will ja eine gesicherte Ordnung, allgemeinen Frieden.

Die Idee der Billigkeit

endlich, welche verbietet, irgend jemand zu beleidigen, der uns nicht absichtlich weh thut, sie verurteilt mit eigentümlichem Nachdruck zunächst auch alles Lügen, wodurch Unschuldige gekränkt werden. Sie erklärt den für roh, der mit seiner Lästerzunge über Leute, welche harmlos ihre Straße wandeln, herfällt und sie verdächtigt und schmäht. Sie nennt den falsch und heimtückisch, der Bekannte, Verwandte, Wohlthäter, alte Freunde, ohne daß sie zudringlich sind, verleugnet, der fremde Vorzüge und Verdienste geflissentlich ignoriert und sich und seine Lieblinge auf Kosten Dritter ungebührlich erhebt. Sie schilt den einen Barbaren, der selbst Verstorbenen Übeles nachredet, was nicht erwiesen ist.

> Wer treulos sich des Dankes will entschlagen,
> Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.
> (Schiller, Jungfrau von Orleans II, 2.)

Gewissermaßen in zweiter Potenz verbietet die Idee der Billigkeit Lug und Trug und Verrat gegen alle, die uns Vertrauen schenken und auf Wahrhaftigkeit und Treue rechnen und rechnen dürfen. Sie läßt über ein solches Mißverhältnis stets Mißfallen empfinden, und zwar nicht bloß den, der belogen und betrogen wird, sondern gewöhnlich auch den Betrüger selbst und die etwaigen Beobachter des häßlichen Vorganges. Die Grade dieses Mißfallens sind allerdings sehr verschieden, sie richten sich nach der Größe des Mißverhältnisses zwischen dem Vertrauen einerseits und der Täuschung andererseits.

Digitized by Google

Leichtgläubige z. B., die aller Welt vertrauen, werden durch den Betrug zwar auch geärgert, sie vergessen ihn aber um so schneller, je schwächer ihr Vertrauen war, je näher es dem Nullpunkte stand.

Ja, der verdient betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen.
(Schiller, Wallenstein III, 7.)

In ähnlicher Weise wissen auch die sich leicht zu trösten, die durch Lug und Trug wenig oder gar nichts verlieren, denn sie beschäftigen wegen der Wertlosigkeit des Gegenstandes ihren Sinn damit nur nebenbei. Anders gestaltet sich schon die Sache, wenn jemand durch Wortbrüchigkeit eines wenn auch nur kleinen Gutes verlustig geht, als dessen Besitzer er sich bereits ansah, weil es ihm, wie er meinte, von einer zuverlässigen Person versprochen war; und Kinder weinen sogar vor Schmerz, wenn Freunde, wenn Eltern und Erzieher ihnen vorenthalten, worauf sie wegen einer bestimmten Zusage sicher und fröhlich gerechnet haben. Ist aber das fest versprochene und wieder entzogene Gut wertvoll und der Art, daß es lange vermißt wird, so kann der anhaltende Schmerz über die unerwartete Täuschung schon sehr bitter werden. Und wenn gar statt eines sehnlichst erwarteten Gutes von Menschen, die man für vertrauenswürdig hielt, ein schmerzliches Übel kommt, wenn alte Freunde, denen man seine Geheimnisse, sein Vermögen, seine Person mit gutem Bedacht anvertraut hat, plötzlich rücksichtslose Verräter, Betrüger, Verleumder, Mörder werden, so sind das Erscheinungen, die in weiten Kreisen Entsetzen, Entrüstung, Unwillen erregen.

Wohl hab' ich Fug zu weinen; doch das Herz
Soll eh' in hunderttausend Stücke brechen,
Als daß ich weine. — O Narr, ich werde rasend!
(Shakespeare, Lear II, 4.)

Wie tief auch Schiller von dieser Erkenntnis durchdrungen war, zeigt, wie sein ganzer Wallenstein, so namentlich auch folgender Herzenserguß des Haupthelden:

„Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.
Der Sekten Feindschaft, der Parteien Wut,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede;
Was noch so wütend ringt, sich zu zerstören,
Verträgt, vergleicht sich, den gemeinen Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Tier zu jagen,
Das mordend einbricht in die sich're Hürde,
Worin der Mensch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eig'ne Klugheit nicht beschirmen.
Nur an die Stirne setzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue soll
Den bloßgegebenen Rücken ihm beschützen."

Digitized by Google

So sehr nun aber auch die Idee der Billigkeit alles Lügen verabscheut, wodurch Unschuldige verletzt werden, so laut sie auch für bewußtes, begründetes, berechtigtes Vertrauen Wahrhaftigkeit und Treue verlangt: so gleichgültig ist ihr die Lüge dann, wenn niemand dadurch gekränkt wird, wenn ihr Mißtrauen und Unglaube gegenüber steht. Sie läßt es gern geschehen, daß jemand ergötzliche Jagdgeschichten erzählt; sie untersagt es keinem Spaßmacher, für einen Augenblick eitle Erwartungen zu erregen; sie macht keinem Taschenspieler ein Verbrechen daraus, wenn er seine Zuschauer, die ja in der That betrogen sein wollen, hinter das Licht führt. Sie würde selbst einen leugnenden Inquisiten und einen irre leitenden Verteidiger desselben nicht tadeln, wenn sie — abgesehen von den übrigen Ideen — nicht zugleich verlangte, daß ein Missethäter seine Schuld bekenne und büße.

Betrüger wieder zu betrügen, kann sogar eine angemessene Vergeltung zu sein scheinen, und sie selbst fühlen vielleicht meistens auch nicht nur, daß es in der Ordnung sei, wenn sie nach der Lügen-Aussaat Unwillen und Mißtrauen ernten, sondern auch, daß sie verdient haben, wieder belogen und betrogen zu werden: allein, wo die Idee der Vollkommenheit wacht, da dürfte man doch Anstand nehmen, einem solchen allgemeinen Urteil beizustimmen, und sich selbst für zu gut halten, um einem Betrüger gegenüber Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Wie? denkt Ihr, daß sie sich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelkunst betrüglich abgelistet?
(Schiller, Piccolomini III, 2.)

Sicherlich mißbilligt man, wo das Gefühl sittlicher Größe und Würde lebendig ist, ein Verfahren, wie es von dem entarteten römischen Senat erzählt wird, der nämlich den Meuchelmördern des Viriathus den versprochenen Lohn verweigerte und sich rühmte, Betrüger im Betruge übertroffen zu haben. Dagegen scheint die Idee der Vollkommenheit viehischer und teuflischer List und Gewalt gegenüber den Betrug gut zu heißen. Dem Goethe'schen Mephistopheles entführt ja selbst der Chor der Engel seine Beute; den grausamen Polyphem betrügt Odysseus unter stetem Beifall; und Schillers Tell rechtfertigt seinen Mord des Geßler nicht nur vor den Ideen der Billigkeit und der Vollkommenheit, sondern auch vor den Ideen des Rechts, des Wohlwollens und der inneren Freiheit. Ja, in einzelnen Fällen gebietet die Idee der Billigkeit List und Täuschung so laut, daß die übrigen Ideen gar nicht einmal Einspruch dagegen erheben, z. B. dann, wenn Arglistige unbefugter Weise aus uns herauslocken

Digitized by Google

oder herauspressen wollen, was zu sagen, zu verraten die Treue gegen andere uns entschieden verbietet.

Außerdem giebt es im Privatleben, wie im öffentlichen Leben — man denke etwa an Hermann dem gewaltthätigen Rom und dem vertrauenden Varus gegenüber — Verhältnisse, in denen die Idee der Billigkeit Wahrhaftigkeit und Treue und ihr Gegenteil zugleich fordert, Verhältnisse, in denen nach ihrem Urteil allein das Recht und die Verpflichtung, zu lügen und die Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen und sein Gelübde zu erfüllen — einander die Wage halten. In solchen peinlichen Lagen nun, wie sie auch Schiller in seinem Wallenstein anschaulich macht, klügelt der gradsinnige Mensch nicht, verläßt er sich nicht — wenn er mündig ist — auf den Rat und das Urteil der Draußenstehenden, richtet er sich nicht blindlings nach dem Verhalten anderer in ähnlichen, aber selten ganz gleichen Fällen, sondern er beruft die Gesamtheit der sittlichen Ideen, weckt, wie er es gewohnt ist, sein ganzes sittliches Gewissen und überläßt sich dann — in der Weise des Max Piccolomini — sich selbst getreu — entschlossen seiner Entscheidung. Freilich geht der Gewissenhafte, sei auch die Entscheidung die richtigste, die gedacht werden kann, nie ohne Schmerz aus einer solchen Verwickelung hervor, denn immer sagt ihm sein schlichtes Gefühl: die Lüge, die Untreue, auch die unvermeidliche, ist häßlich.

Widersprich nicht dir selbst, lüge nicht, sondern sei einfältig, offen und wahr — sagt also, wie wir gesehen haben, die Idee der inneren Freiheit. Sei großsinnig und habe den Mut, dich zu zeigen, wie du bist; meide feige Heuchelei, niederträchtige Schmeichelei und frechen Betrug — mahnt die Idee der Vollkommenheit. Schaffe und erhalte den Menschenkindern nach Kräften die ewigen Güter Wahrheit und Wahrhaftigkeit und bekämpfe die Lüge, wie eine verderbliche Pest — gebietet die Idee des Wohlwollens. Wortbrüchigkeit und Betrug, Verleumdungen und Schmähungen erzeugen Streit, darum rede kein falsch Zeugnis wider deinen Nächsten und halte, was du gelobest — erinnert die Idee des Rechts. Kränke keinen Unschuldigen durch Lügen und sei wahr und treu gegen alle, die dir mit gutem Grunde Glauben und Vertrauen schenken — fordert die Idee der Billigkeit.

Für ein ruhiges Gemüt ist diese Sprache der Ideen schon dann vernehmlich, wenn sie einzeln mit ihren Forderungen hervortreten. Vereinigen, wie das gewöhnlich der Fall ist, zwei oder mehrere ihre Stimme, so erklingt sie immer heller und heller. Treten sie aber gar in ihrer Gesamtheit zur Verwerfung der Lüge und zum Preise der Wahrhaftigkeit auf,

Digitized by Google

so erschallt ihr Ruf, als käme er unmittelbar aus dem „realen Centrum der Ideen", und ist dann gewaltig genug, um auch die verstocktesten Seelen zu erschrecken, und mächtig genug, um zu den größten Opfern für die Wahrheit Mut und Kraft zu geben.

Zur Beunruhigung der Verehrer der Wahrheit findet freilich diese Übereinstimmung der Ideen nicht immer statt. Nicht selten widerstreiten sie vielmehr einander, teils paarweise, teils in anderen Gruppen, bald in einzelnen Menschen, bald unter mehreren. So geschieht es z. B. wohl, daß die Idee der Billigkeit eine Täuschung fordert, während die Idee der inneren Freiheit sich dagegen sträubt, daß die Idee des Wohlwollens Verheimlichung der Wahrheit und die Idee der Vollkommenheit Offenbarung derselben verlangt. Ja, zuweilen geraten — worauf ebenfalls schon hingewiesen ist — die Ideen sogar mit sich selbst in Widerspruch, so daß z. B. ein wohlwollender Erzieher nicht weiß, ob er einem arglos fragenden Zögling die Wahrheit sagen soll, oder nicht.

Solche auseinander gehende und widersprechende Urteile und Weisungen der Ideen treten nun zwar in einer theoretischen Betrachtung, ähnlich wie in Grammatiken die Ausnahmen neben den Hauptregeln, gar breit hervor, in dem weiten praktischen Leben sind sie jedoch verhältnismäßig selten. Sie auch da ausfindig zu machen, wo sie sich für einen schlichten Sinn nicht finden, und bis zur Unvereinbarkeit zu schärfen — ist ein Kunstgriff der Sophisten, welche so die Gewissen zu verwirren und zu betäuben suchen. Sie überhaupt ganz leugnen — zeugt mehr von einem engen Gesichtskreise und einem dreisten Munde, als von sittlicher Durchbildung und einer Wahrhaftigkeit, die auch einen solchen wahrheitswidrigen Machtspruch, wodurch das allgemeine Verbot der Lüge befestigt werden soll, durchaus nicht gestattet. Ein allseitig gebildetes, durch einen umsichtigen Verstand erleuchtetes Gewissen erkennt dagegen, wie im allgemeinen, so auch für den Wahrheitsfreund Kollisionen als möglich an, stellt aber zugleich die Aufgabe, denselben durch Wachsamkeit vorzubeugen, ehe sie eintreten, sie mit Besonnenheit zu lösen, wenn sie vorhanden sind, und — falls im Gedränge der Welt die kindliche Reinigkeit der Seele nicht bewahrt werden kann — wenigstens die Wahrheits-Liebe das ganze Leben hindurch zu retten.

Digitized by Google

Über die Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Wollens.

Ein Leitfaden.

Kein Mensch muß müssen,
Ich begehre keinen freien Willen.
(Lessing.)

Auf die Frage: hat der Mensch einen freien Willen? — hört man ganz verschiedene Antworten. Einige sagen entschieden ja, und sind gewöhnlich bereit, ihre Behauptung sofort zu beweisen. Andere verneinen die Frage mit derselben Entschiedenheit, pflegen aber weniger Neigung zu haben, ihr Urteil zu begründen und gelegentlichen Widerspruch zu bekämpfen. Wieder andere sagen ja und nein, und zwar zum Teil, weil dieselbe Frage für sie nicht immer denselben Sinn hat, zum Teil, weil sie auf verschiedenen Standpunkten verschiedene Ansichten gewinnen. Noch andere erklären, sie wüßten es nicht, kein Denker könne es mit gutem Gewissen sagen, es sei ein Geheimnis, und man möge das unfruchtbare, ja gefährliche Forschen und Fragen darnach endlich aufgeben.

Wer sich nun durch so viele Stimmen der Gegenwart zu den Vorfahren treiben läßt, um dort seine Frage zu wiederholen, der findet auch bei ihnen stets eine ähnliche Ungewißheit und Meinungsverschiedenheit, wie bei den Zeitgenossen.

Die Alten — das zeigen besonders ihre epischen und dramatischen Dichtungen — sahen bald den Menschen als mit Freiheit handelnd an, bald als von einer höheren Macht — den Göttern, dem Schicksal — geleitet und gebunden. Der Widerspruch, welcher darin liegt, kam einigen Philosophen zwar schon zum klaren Bewußtsein, vermochte aber — besonders wegen ihrer Meinungen von der menschlichen Seele — nicht, sie zu einer befriedigenden Lösung des Problems zu führen. Beide Ansichten blieben daher, wie das überall, wo die Kritik schlummert oder irrt, zu geschehen pflegt, neben einander bestehen. (S. Thilo, Gesch. d. Phil. I. § 151.)

Digitized by Google

In der christlichen Welt, wo man überhaupt auf das menschliche Wollen ein größeres Gewicht legte und legt, als in der heidnischen, suchte man allerdings den Grund und Ursprung desselben bald genau zu erforschen und anzugeben, geriet aber dabei sogleich in Streit. Von der einen Seite wurde behauptet, der Mensch sei frei und könne sich sowohl für das Gute wie für das Böse entscheiden; von der anderen dagegen, wo man die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur voraussetzte, wurde diese Wahlfreiheit geleugnet, da der Mensch aus eigenem Antriebe das Gute nicht zu ergreifen vermöge. Beide Lehren fanden eifrige Anhänger und riefen in der Christenheit zwei Parteien hervor, die in freilich etwas veränderter Gestalt noch heute fortbestehen. Unter diesen war in der langen Zwischenzeit zwar meistens Waffenstillstand, nie aber völliger Friede, denn der eine Teil konnte den anderen weder durch die Macht der Überzeugung, noch durch die Macht des Ansehens je gänzlich besiegen. Selbst im Jahrhundert der Reformation, wo die gelehrtesten und angesehensten Männer aller Konfessionen den Streit mit großer Beharrlichkeit auszukämpfen suchten, kam es zu keiner allgemein anerkannten Entscheidung.

Eine solche Entscheidung des Streites konnte später auch die Philosophie nicht herbeiführen, obgleich sie bis in die neueste Zeit den Versuch dazu sehr oft gemacht hat. Von ganz verschiedenen Standpunkten aus sind die berühmtesten Denker an die Aufgabe hinangetreten, aber niemand ist so glücklich gewesen, das Rätsel zu allgemeiner Zufriedenheit zu lösen. —

Dieser wenn auch nur flüchtige Hinblick auf die bisherige Geschichte und den gegenwärtigen Stand unseres Problems läßt zugleich seine Wichtigkeit und seine Schwierigkeit ahnen. Unmöglich kann eine Frage gleichgültig sein, die seit so langer Zeit ernste Geister anhaltend beschäftigt und laut der Kirchengeschichte so manches Gemüt tief bewegt hat. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie einen Gegenstand betrifft, an dessen klarer Erkenntnis der Menschheit viel gelegen ist, und daß sie darum auch in Zukunft, wenn sie vielleicht für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt worden, immer aufs neue hervorbrechen wird.

Wenn nun die Ahnung von der hohen Bedeutung der Aufgabe zu ihrer Lösung reizt, so schreckt dagegen die Wahrnehmung ihrer Schwierigkeit leicht von jedem ernstlichen Versuche ab. Mit Recht trägt man Bedenken, eine Arbeit zu übernehmen, deren Erfolg so zweifelhaft ist, einen Weg zu betreten, auf welchem die vorsichtigsten Führer samt ihrem Gefolge irre gegangen sind. Wie leicht könnte alle Mühe umsonst verwandt, wie leicht, was offenbar sehr häufig geschehen ist, die Wahrheit wiederum verfehlt werden!

Digitized by Google

Um solche und ähnliche Bedenken zum Schweigen zu bringen, ist nötig, daß zu der allgemeinen Forschungslust, welche durch die Wichtigkeit des Gegenstandes geweckt wird, noch der Reiz besonderer Interessen hinzukomme. Zu diesen gehört besonders das Verlangen, sich selbst kennen zu lernen, über das Seelenleben der Menschen Aufschluß zu bekommen. Es muß eine Lieblingsbeschäftigung geworden sein, in dem eigenen Innern zu lesen, über die Entstehung und Bewegung der Gedanken, Gefühle und Begierden zu reflektieren und derartige Beobachtungen auch auf andere auszudehnen, wenn die Scheu, ein so oft mißglücktes Unternehmen zu wagen, überwunden werden soll.

Allein so wünschenswert, ja notwendig dieses psychologische Interesse bei einer Untersuchung über die Freiheit des Willens auch ist, so reicht es doch nicht völlig aus. Denn zu leicht begnügen sich die bloßen Beobachter der geistigen Phänomene mit dem ersten Ergebnis, das ihnen eben zusagt, und sie haben schwerlich Neigung und Geschick, das gewonnene Resultat gegen Einwendungen, deren Berechtigung und Gewicht sie kaum verstehen, durch strenge Prüfung sicher zu stellen.

Damit auch diese Arbeit willig übernommen und beharrlich ausgeführt werde, muß zu dem genannten Interesse vor allen Dingen noch das sittlich-religiöse hinzukommen. Die ernste Begeisterung für ethische und theologische Lehren, welche die Männer, die zum erstenmal unser Problem behandelten, auf noch ungebahnten Pfaden kühn vorschreiten ließ, welche eine große Zahl späterer Theologen zum Nachfolgen ermunterte, welche auch die Philosophen bei ihren Forschungen über den freien Willen fesselte — sie muß auch noch jetzt eine kräftige Triebfeder sein, wenn die Untersuchung trotz allen Hemmnissen stetig fortschreiten und zu einem befriedigenden Schluß gelangen soll.

Aber alle diese Interessen, mögen sie auch in hohem Grade vorhanden sein und noch durch andere wissenschaftliche und praktische — pädagogische, politische, historische, richterliche, ärztliche — Interessen belebt werden, genügen allein noch nicht. Sie versprechen nur ein fröhliches Beginnen und ein unermüdliches Fortsetzen der Arbeit, aber noch keine glückliche Vollendung. Davon giebt die Geschichte Zeugnis. Sie führt uns eine große Menge eifriger und beharrlicher Forscher vor, aber — wie viele haben die Wahrheit entdeckt und verkündigt? — Gewiß ist ihre Zahl ein gut Teil kleiner, als die Zahl der Suchenden.

Forscht man nach den Ursachen dieser Thatsache, so finden sie sich einerseits in der großen Nähe und Beweglichkeit des zu beobachtenden Objekts und in seiner gewöhnlich mangelhaften Beleuchtung von Seiten

Digitized by Google

der Wissenschaft — der Psychologie und Ethik, andererseits in einer gewissen Geistesschwäche — Furcht — der Beobachter. Der eine wird geängstigt und verwirrt durch eine anhaltende Betrachtung des eigenen Wollens, die doch zur Erkenntnis seiner Entstehungsart durchaus nötig ist, nötiger als alles Studium gelehrter Bücher. Ein anderer scheut sich, gewohnte Meinungen gegen eine wohlbegründete Überzeugung rein aufzugeben. Ein dritter lenkt vom rechten Wege ab, weil er auf demselben ein vermeintes Gut, einen Vorzug, seine Würde zu verlieren wähnt. Noch andere verschließen aus Furcht vor Autoritäten den schlagendsten Beweisen ihr Ohr, und viele sehen voreilig Sittlichkeit und Religion in Gefahr, wenn die Urteile der Menschen über den Grund ihres Wollens sich ändern sollten. Sie mögen darum ihre Gedanken nicht konsequent ausdenken und noch weniger sie offen aussprechen.

Eine solche Furcht aber, die für die reine Wahrheit unzugänglich macht, muß, wer wissenschaftliche Untersuchungen anstellen will, gänzlich fahren lassen. Man muß den Mut einer Meinung haben. Wie der Seemann seinem Fahrzeuge und seiner Kunst vertraut, so muß auch der Forscher auf seine festbegründete Einsicht bauen und sich von ihr bei kunstgerechter Leitung ruhig durch das Meer der Gedanken tragen lassen. Gefühle und Vorurteile, die ihm drohend entgegentreten, dürfen ihn nicht schrecken, er muß kühn darauf lossteuern und sie vernichten. Um diesen Mut frisch zu erhalten, ist es zweckdienlich, sich oft die Macht der Wissenschaft und ihre vielen Siege über alte, selbst heilig geachtete Meinungen zu vergegenwärtigen und zu bedenken, daß oft der Irrtum, aber nie die Wahrheit für die Menschen verderblich geworden ist.

Doch genug der Vorbemerkungen. Es ist Zeit, die in der Überschrift angedeutete Untersuchung selbst zu beginnen.

Damit dieselbe sicher fortschreite, ist vor allen Dingen eine sorgfältige Reinigung des Begriffes „Wille" nötig. Ihm klebt aber, was der Sprachgebrauch zeigt und zum Teil auch wieder verschuldet, ganz gewöhnlich eine irrige und irreführende Nebenvorstellung an. Man spricht von dem Willen in der Einzahl und hat dabei nicht bloß ein wirkliches, bestimmtes Einzel- oder Gesamtwollen im Sinne, sondern oft auch ein unbestimmtes, gestaltloses Etwas, was selbst kein Wollen ist, aber jedes bestimmte Wollen aus sich hervorbringe, gleichsam schaffe. Ja, wenn man sagt: der Mensch hat einen freien Willen — so denkt man zunächst fast immer nur an diesen vorausgesetzten Willens-Schöpfer, auch Willens-Vermögen genannt. Ein solches abgesondertes Willens- oder Begehrungsvermögen aber, welches neben dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen etwa ein Drittel des

Digitized by Google

ganzen geistigen Gebietes einnähme, dessen einzige Kunst und Geschäft das Wollen wäre, welches bald arbeitete, bald ruhte — giebt es nicht und kann es nicht geben. Es ist ein undenkbares, dem Wind-Könige der Alten ähnliches, fabelhaftes Wesen, welches man nebst vielen anderen Vermögen — dem Erinnerungsvermögen, Denkvermögen, Verstand, Vernunft, Gewissen, Gedächtnis, Phantasie mit ihren Unterarten — als für sich existierend in die menschliche Seele hineindichtet, wie man in die Welt viele Götter hineingedichtet hat. Alle diese sogenannten Seelen-Vermögen sind keine selbständigen Kräfte in der Seele, die man — selbst im Schlafe, wo sie kraftlose Kräfte wären, — haben und einzeln verlieren könnte, sondern bloße *Namen* der verschiedenen Weisen, worin die *ganze* Seele ihre Thätigkeit äußert.

Wenn also im folgenden vom Willen die Rede ist, so darf nicht weiter an einen Willen, der noch kein Wille ist, nicht an ein bloßes Willens-*Vermögen* gedacht werden, sondern nur an eine That, ein *Produkt* der ganzen Seele, welches wir Willen nennen, mithin — je nach dem Zusammenhange — entweder an ein „bewußtes, von der Voraussetzung seiner Befriedigung begleitetes Begehren", welches in der engeren Bedeutung des Wortes *Wille* genannt wird —, oder an jedes Begehren, heiße es Neigung, Wunsch, Verlangen, Absicht, Vorsatz, Entschluß.

Aber auch nach dieser Reinigung und Feststellung des Begriffes *Wille* ist der Ausdruck „Freiheit des Willens" noch mit einer Unklarheit behaftet. Dem Willen könnte nämlich als einem Produkt oder Gewächs der Seele das Prädikat *frei* in zweifacher Hinsicht zukommen. Er könnte sowohl in seinem Ursprunge frei sein, wie in seinem Dasein und seiner Bewegung. Welche von beiden Freiheiten gemeint sei, ist aus dem Worte „Willensfreiheit" nicht mit Sicherheit zu ersehen. Es ist zweideutig und wird in der That sehr oft verschieden gedeutet. Die einen denken dabei an eine freie Entstehung des Willens, während andere dessen ungestörtes Bestehen und ungehinderten Fortgang zur That, noch andere bald dieses, bald jenes im Sinne haben.

Diese verschiedenen Begriffe nun, welche mit dem Worte „Willensfreiheit", insbesondere mit dem Worte „Wahlfreiheit" verbunden werden, sowie die unreinen und unrichtigen Vorstellungen, welche das Wort „Wille" hervorzurufen pflegt, verursachen, wo man über Freiheit spricht, gewöhnlich mancherlei arge Mißverständnisse, ein Übelstand, dem für diese Abhandlung dadurch vorgebaut sein dürfte, daß namentlich in der Überschrift und sonst überall, wo das Wort Mißverständnis veranlassen könnte, für „Wille"

Digitized by Google

„Wollen" gebraucht wird, und besonders dadurch, daß das aufgestellte Thema in zwei Teile gespalten und

a) die Freiheit und Unfreiheit des entstandenen Wollens,

b) die Freiheit und Unfreiheit des entstehenden Wollens

ins Auge gefaßt wird.

Von diesen beiden Untersuchungen ist die zweite allerdings die wichtigere und schwierigere und hat deshalb auch die Theologen und Philosophen, deren oben als Forscher über den freien Willen Erwähnung geschah, vorzugsweise beschäftigt. Indes auch die erste gewährt ein großes psychologisches und moralisches Interesse. Sie umfaßt nicht bloß das eigene Wollen, sondern auch das Dichten und Trachten derjenigen, die uns von der Geschichte und Erfahrung vorgeführt werden. Alles und jedes Wollen sowohl der kleinen und großen Individuen, wie der kleinen und großen Gesellschaften, also ein überaus reicher Stoff des Nachdenkens fällt in ihr Bereich. Praktisch und nützlich wird sie aber besonders dadurch, daß sie den jedesmaligen Stand, Fortschritt und Rückschritt auf dem Wege zur Freiheit beachten und so die Regeln finden läßt, nach denen man als Erzieher und Leiter seiner selbst und anderer sich und den Zöglingen ein möglichst großes Maß von Freiheit verschaffen kann und verschaffen muß.

Wenn nun aus diesen Gründen auch die jetzt folgende Betrachtung des entstandenen Wollens, selbst wo sie nicht erwartet sein sollte, nicht unwillkommen sein dürfte, so bedarf es doch einer kurzen Erklärung, warum ihr die erste Stelle eingeräumt wird. Dies aber geschieht einmal, weil sie sich in bekannteren Regionen bewegt, also leichter ist, und zweitens, weil nach ihrer Beendigung für die Hauptfrage eine größere Geübtheit und Unbefangenheit zu erwarten steht.

Wir sehen also zunächst von dem Ursprunge des Willens ganz und gar ab und betrachten ihn nur, wie er sich als fertiges Produkt der Seele im Gemüte vorfindet. So angesehen, heißt ein Wollen frei, so lange es, ähnlich wie ein freistehender Baum, nach allen Seiten hin unbeengt und ungehemmt bleibt — an keine Schranke anstößt und keinen Angriff erleidet, unfrei dagegen, wenn es gehemmt ist — nicht zur That werden kann, oder wenn es mit anderen Wollen in Konflikt gerät.

Freiheit und Unfreiheit lassen sich darnach jede in eine doppelte scheiden: eine äußere und eine innere, und von diesen beiden Arten die erstere — wenigstens die Freiheit — weiter in mehrere Unterarten teilen, als Denk- und Glaubensfreiheit, Lehr- und Lernfreiheit, Preßfreiheit, akademische Freiheit u. s. w. Beide Arten von Freiheit und Unfreiheit verbinden sich gern miteinander, so daß, wer äußerlich frei oder unfrei

Digitized by Google

ist, es auch innerlich wird, und daß umgekehrt, wer innerlich frei oder unfrei ist, es auch äußerlich wird. Nicht selten findet man jedoch auch äußere Freiheit und innere Unfreiheit — die Wahl und die Qual — beisammen, und zwar jene als die Ursache von dieser, sowie äußere Unfreiheit und innere Freiheit, bei welcher Verbindung wieder das frühere Glied — die Beschränkung, eine strenge Zucht — das spätere — die innere Erlösung und Selbstbestimmung — hervorbringt.

Übrigens bezeichnen „frei" und „unfrei" bloß ein Verhältnis, eine Lage des Willens, keine Beschaffenheit, keine Quantität und Qualität desselben. Insbesondere kann man aus den beiden Prädikaten allein noch nicht erkennen, ob ein Wille löblich oder verwerflich sei; denn auch ein schlechter Wille, dessen Ausführung nicht gehindert wird, der überdies vom Tadel des Gewissens verschont bleibt, ist frei zu nennen; auch ein guter Wille kann durch innere und äußere Kollisionen unfrei werden.

Mit der angegebenen Lage des Willens aber ist regelmäßig ein bestimmter Seelenzustand, ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl verbunden. Ein freies Wollen gewährt immer das wohlthuende Gefühl der Freiheit, ein unfreies Wollen dagegen erzeugt stets das drückende Gefühl der Unfreiheit, und beide Gefühle sind hinsichtlich ihrer Stärke bedingt durch die Energie des gehemmten und ungehemmten Wollens. Es erfreut die Befriedigung eines lebhaften Verlangens in einem höheren Grade als die Erfüllung eines leisen Wunsches, und umgekehrt machen Hindernisse denjenigen mißmutiger, der eifrig auf sein Ziel losgeht, als wer kaltblütig seinen Plan verfolgt.

Nach ihrem gegenseitigen Verhältnis aber sind die Gefühle der Freiheit und Unfreiheit als positive und negative Größen anzusehen, durch deren Vereinigung sich die Summe des Wohl- und Mißbehagens ergiebt. Ist jenes Gefühl lebendiger, als dieses, so zählt der Mensch sich zu den Glücklichen; ist das Gefühl der Ohnmacht und Knechtschaft überwiegend, so ist er je nach seinem Temperamente entweder traurig oder verdrießlich, und heben sich — wohin einige Naturen durch beschlossene Resignation, andere durch Leichtsinn und Stumpfsinn zu gelangen pflegen — beide Gefühle wegen gleicher Stärke oder Schwäche auf, so ist er ergeben und zufrieden, „aber ihm ist nicht wohl dabei".

Dieser Rechnung gemäß folgt weiter, daß der Mensch desto freier und glücklicher wird, je mehr die Summe des freien Wollens wächst, je mehr das unfreie Wollen verschwindet; ferner, daß für den freiesten und glücklichsten zu halten ist, wer das Maximum des freien und das Minimum des unfreien Wollens erreicht hat.

Digitized by Google

Ein solches Ideal ist im Vollbesitze und Vollgenusse des Gutes, wovon jedermann ein wenn auch bescheidenes Teil wünscht und erstrebt. Denn, wie die Pflanze Luft und Licht, so sucht der Mensch — namentlich der Mann — Freiheit: im Wollen und Nichtwollen, in der Thätigkeit und in der Ruhe, im Strom der Welt und in der Stille. Sie liebt man unter allen Himmelsstrichen, auf allen Kulturstufen, in allen Schichten der Gesellschaft, am meisten da, wo sie täglich erobert werden muß und erobert werden kann. Da gedeiht sie auch am besten und treibt in ihrer frischesten und fröhlichsten Gestalt — bei Wanderern, Jägern, Kriegern — zum Jauchzen und Singen. Aber auch da, wo sie ernster aussieht — auf dem Acker, in der Werkstatt, unter den Zirkeln des Denkers und Dichters, in der Hütte des Einsiedlers — wird sie hochgehalten und mit Eifersucht gehütet.

Hat indes überall, wo die Süßigkeit der Freiheit — sei es auch nur in der Vorstellung — geschmeckt wird, ihr Name einen guten Klang, so ganz besonders bei den Christen, in denen der neutestamentliche Geist lebendig ist. Sie sehen in freien Menschen keine Feinde, sondern Säulen der sittlichen Welt und suchen darum alle Brüder zur Freiheit — zunächst zur inneren — zu führen, zu erziehen. Denn erzogen werden *muß* der Mensch zur Freiheit, er ist nicht frei geschaffen und frei geboren. Er *kann* aber auch zur Freiheit erzogen werden, und was *Goethes* Tasso aus Gefälligkeit sagt: „der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein," ist ungenau und verkehrt. Verkehrt ist auch die Meinung des *Aristoteles* und aller gleich urteilenden Verteidiger der Sklaverei, daß *einige* Menschenklassen von der *Natur* zur Knechtschaft bestimmt seien. Richtig dagegen ist der kurze Ausspruch des *Lessing*'schen Nathan: „*Kein Mensch muß müssen*" mit seinem schönen Doppelsinn, daß ein jeder frei werden könne und frei sein solle.

Letzteres ist eine Forderung der Idee der inneren Freiheit, und zu ihr kommt von seiten der Idee der Vollkommenheit die Aufgabe hinzu, nach einem reichen Wollen zu streben. Ein *reiches* und *freies* Wollen ist also nicht bloß deswegen zu suchen, weil es, wie wir sahen, beglückt, sondern auch, weil es den genannten sittlichen Ideen gemäß ist. Es auch den Nebenmenschen zu gönnen, fordert die Idee der Billigkeit; ihnen dazu zu verhelfen, gebietet laut die Idee des Wohlwollens und nachdrücklich die Idee des Rechts; denn nicht, wer Freiheit und Wohlbehagen befördert, erzieht, wie Faust einmal meint, Rebellen, vor denen die Freunde der Ordnung erzittern müßten, wohl aber, wer Menschen zu Sklaven macht oder zu machen sucht. Natur und Sittlichkeit treiben demnach dazu, für

Digitized by Google

sich und andere ein freies und möglichst reiches Wollen — innere und äußere Freiheit — zu erstreben.

Auf welchem Wege dies geschehen könne, soll nun noch genauer gezeigt werden, indem zuerst darauf aufmerksam gemacht wird, wie sich eine möglichst große Summe des Wollens gewinnen läßt, und darauf, wie von diesem Wollen die Hemmungen zu entfernen sind. So trennt zwar die Theorie, was in der Praxis zusammengehört, jedoch ohne Nachteil für letztere, da jedermann aus dem Gesonderten leicht die jedesmaligen Verhaltungsmaßregeln zusammenliest.

Was nun den ersten Punkt betrifft, wie eine möglichst große Willenssumme gewonnen werden könne, so gehen wir davon aus, daß bei allgemeiner Stumpfheit und Erschlaffung des Geistes auch die Zahl der Wünsche und Bestrebungen sehr gering ist. Blödsinnige zum Beispiel, deren innerer Sinn stets verschlossen bleibt, Arbeiter, die durch einförmige Beschäftigung verdummen, Wüstlinge, die durch ein ungeordnetes Leben platt werden, auch Kranke und Schwache, deren Geist zugleich mit dem Körper erschlafft — sie alle begehren und wollen äußerst wenig. Je wacher dagegen die ganze Seele ist, je rascher die Gedanken sich bewegen, je lebendiger die Gefühle werden, desto mannichfacher sind auch die Begehrungen und Pläne. Davon bekommt man die deutlichste Anschauung, wenn man das Thun und Treiben der Kinder beobachtet, deren Inneres sich am vollständigsten herauskehrt. Während langsame Naturen selbst auf dem Spielplatze nicht wissen, was sie anfangen sollen, sind die munteren Knaben und Mädchen zum Verwundern reich an Einfällen und Unternehmungen.

Die Zahl der Willen hängt indes nicht bloß von der allgemeinen geistigen Munterkeit ab, nicht bloß von der Lebendigkeit der Gedanken und Gefühle, sondern auch von dem Reichtum derselben. Je mehr begehrenswerte Objekte wir kennen lernen, besonders je öfter wir im Umgange mit anderen Freunden und Feinden begegnen, desto reicher werden wir an Zuneigungen und Abneigungen, an Wünschen, Absichten, Vorsätzen. Man vergleiche nur, um sich das klar zu machen, diejenigen, welche durch Unterricht und Erfahrung viele sinnliche und geistige Güter und Genüsse kennen gelernt haben, mit einsam wohnenden, einfachen Landleuten; man denke nur an die mancherlei Arten und Grade von Wohlwollen und Widerwillen, die dem außer aller Verbindung stehenden Einsiedler fremd bleiben.

Die Größe der Willenssumme wird jedoch keineswegs allein durch die Menge der Wünsche und Bestrebungen bedingt — sonst müßten ja die flatterhaften und launenhaften Menschen im Vergleich mit den charakterfesten sehr reich an Wollen sein —, sondern hauptsächlich durch die Energie,

Digitized by Google

Großartigkeit und Dauer derselben. Ein einziger durch Widerstand intensiv groß gewordener Wille, wie er sich so häufig bei Streitern findet, wiegt — sozusagen — einen ganzen Haufen leichter Wünsche auf. Dasselbe gilt auch von einem umfassenden und lange Zeit hindurch festgehaltenen Plane, in welchem sich namentlich bei einflußreichen und mächtigen Personen sehr viele kleine Einzelwollen zu einem großen Gesamtwollen konzentrieren.

Durch eine kräftigende Erziehung und Lebensweise also, durch Unterricht und Studium, die ein „vielseitiges — empirisches, spekulatives, ästhetisches, sympathetisches, gesellschaftliches, religiöses — Interesse" wecken und wachhalten, durch anregende Beschäftigung, durch vielfache Erfahrungen, durch innige Verbindungen mit anderen und durch beharrliches Streben nach hohen Zielen — wird das Gemüt reich an Willen.

Allein mit diesem Gewinne ist noch keine Freiheit gewonnen. Ein Herz voll warmer Wünsche, ein Kopf voll großartiger Pläne werden vielmehr oft sogar die Ursache großer Unfreiheit und großen Elends, und nur dann geht Freiheit und Glückseligkeit aus dem chaotischen Wollen hervor, wenn nach Ausscheidung der feindlichen Elemente den übrigen Raum zur Entwickelung gegeben wird, wenn die Hemmungen des Willens verschwinden.

Diese Hemmungen sind zweierlei Art: teils ruhende Schranken, woran der fortstrebende Wille anstößt, teils Kräfte, die den im Bewußtsein vorhandenen Willen direkt angreifen. Jene zeigen sich, wo der Mensch nicht kann und nicht darf, was er will, diese, wo er nicht weiß, was er will oder soll, was er nicht — will.

Untersucht man nun, wie man sich hinsichtlich der ersten Art zu verhalten habe, damit größtmögliche Freiheit erreicht werde, so findet sich bald, daß zu dem Ende die Schranken des Willens so viel wie möglich erweitert werden müssen. Dies aber geschieht durch Vermehrung der physischen und moralischen Kräfte, denn wie diese wachsen, wächst auch der Raum für den Willen, wie sie abnehmen, verengert er sich. So können Gesunde und Starke vieles ausrichten, was den Schwachen und Kranken unmöglich ist, und Gewandtheit, Geschicklichkeit, Klugheit und Mut helfen, wie Odysseus zeigt, manche Dinge vollführen, woran die Furchtsamen und Beschränkten sich nicht wagen und nicht wagen dürfen. Außerdem sind auch Reichtum, Macht und Ansehen starke Werkzeuge des zur That strebenden Willens. Mit ihrer Hülfe werden viele Begehrungen leicht befriedigt, die ohne sie fromme Wünsche bleiben.

Wie viele Kräfte und Mittel aber auch dem Einzelnen zu Gebote stehen, wie vieles er im Vergleich mit anderen auch zu erreichen und auszuführen im stande ist, so erscheint er doch, so lange er allein steht,

Digitized by Google

gegen manche Schranken seines Willens äußerst schwach. Zu ihrer Beseitigung verhilft dann oft eine Verbindung mit Gleichgesinnten, wodurch die Kräfte zum Erstaunen vervielfältigt und von kühnen Männern zur Ermöglichung wunderbarer Thaten gesteigert werden können. Die ganze Geschichte weiß davon zu erzählen, besonders aber die Geschichte der Reformation und Revolution in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft. Vorurteile, Satzungen, welche die kleinen und großen Körperschaften wie eherne Mauern umschlossen, wurden durchbrochen, und das Gebiet des Möglichen und Erlaubten weit ausgedehnt.

Mit der Ausdehnung der Willensschranken steht jedoch der Zuwachs an Willensfreiheit keineswegs immer in gleichem Verhältnis. Mancher schon sah vielmehr seine Kraft außerordentlich gewachsen und sehnte sich doch nach seiner Kindheit zurück, wo sie ihm fehlte. Und warum? — weil er als Kind genügsam war und sich in einem kleinen Kreise frei und glücklich fühlte; weil er später unmäßige Wünsche nährte und aus den gebliebenen Schranken mit Ungestüm hinausdrängte; weil unersättliche Leidenschaften — Habsucht, Genußsucht, Ehr- und Herrschsucht, weil der Hochmut sein Gemüt gefangen genommen.

Wer einem ähnlichen Schicksal entgehen, wer nicht, wie Faust, erfahren will, daß mühsam erworbene Güter die Ursache seines Unglücks werden, der muß seine titanische Natur bändigen, der muß mit Mut — Demut und Entsagung, mit Kraft — Mäßigung und Selbstbeschränkung vereinigen.

Ist nun aber auch jemand teils durch glückliche Ausdehnung seiner Willensschranken, teils durch Selbstbeschränkung dahin gelangt, daß er vieles kann und darf — und nichts will, als was er kann und darf, so hat er damit noch keineswegs stets einen hohen Grad von Freiheit gewonnen, er befindet sich vielmehr häufig sogar im Zustande großer Unfreiheit. Beispiele davon liefert die Geschichte in Menge. Sie führt uns viele einflußreiche Personen vor, die sich mit seltener Selbstbeherrschung in Zeit und Umstände schickten und dennoch mehr Sklaven als Freien gleichen. Sie nennt uns manchen Herrscher, der nichts über sein Vermögen unternahm und wegen seiner Macht und seiner Thaten hochgepriesen wurde, der sich aber unglücklicher fühlte, als der geplagteste Unterthan. Sie lehrt auch Staaten kennen, die nach außen hin siegreich und mächtig erscheinen, zugleich aber im Innern ein abschreckendes Bild der Unfreiheit und des Elendes darbieten.

Solche und ähnliche Beispiele weisen auf die zweite Art der Hemmungen hin, wodurch der menschliche Wille unfrei wird. Sie entstehen durch den Streit der Willen unter einander, wobei der Mensch entweder nicht weiß,

Digitized by Google

was er will, oder — nach den Forderungen des eigenen Gewissens und anderer — soll, was er nicht mag und nicht will, und sind, wo Freiheit gesucht wird, um so notwendiger zu entfernen, da sowohl der quälende Zustand der Unentschlossenheit, als die drückende Lage der Knechtschaft von sehr langer Dauer sein können.

Wie dies zu erreichen sei, kann man von einem tüchtigen Regenten lernen, der nicht so sehr einen äußeren Glanz seines Reiches erstrebt, als vielmehr eine dauernde Einigkeit und allgemeine Zufriedenheit im Innern desselben. Wie dieser zunächst die Wünsche aller Staatsbürger kennen zu lernen sucht, so muß auch, wer in seiner eigenen Brust einen dauernden Friedenszustand begründen will, auf alle seine Neigungen und Bedürfnisse achtgeben. Eine ausschließliche Bevorzugung der Willen, die, weil sie einen gewissen Adel haben, der Eigenliebe schmeicheln, und gänzliche Nichtbeachtung der mehr materiellen Triebe — ist sehr gefährlich, denn die letzteren, die nun auch bei den allgemeinen Anordnungen nicht die gehörige Berücksichtigung finden, werden versteckte Feinde der Begünstigten, lauern auf deren schwache Augenblicke und stürzen sie plötzlich von ihrer Höhe herab. Um solchen unerwarteten inneren Umwälzungen zu entgehen, um deretwillen idealistische Naturen von realistischen, wie Faust von Mephisto, so oft verlacht und verhöhnt werden, ist eine häufige gründliche Selbstprüfung, welche Selbstüberschätzung verhüte, durchaus nötig.

Übersieht nun jemand alle Seiten seines strebenden Geistes, so liegt ihm ob, Ordnung in das Chaos zu bringen und den Streit unter den Elementen zu enden. Dazu aber sind die geeignetsten Mittel zunächst Vereinigung der Willen und Regelung ihrer Befriedigung. Wie sich im Staate Gesellschaften mit bestimmten Tendenzen bilden, so müssen sich auch im Individuum die ursprünglich gesonderten Willen zu größeren Plänen gruppieren; wie ferner diese Willensgruppen in einem wohlgeordneten Staate teils nebeneinander, teils nacheinander ihre Befriedigung finden, so muß auch von dem Individuum den einzelnen Thätigkeiten und Genüssen ein bestimmter Platz, ein bestimmter Termin angewiesen werden. Durch solche Zusammenordnung und Nachordnung der Willen vermindert sich offenbar ihre Zahl, vermindert sich die Gelegenheit eines feindlichen Zusammentreffens, des Streites; damit aber wächst, wie schon eine flüchtige Vergleichung der planmäßig und der planlos Handelnden zur Genüge zeigt, der innere Friede, die innere Freiheit.

Allein ein vollständiger und dauernder Friede pflegt ebensowenig im Individuum, wie im Staate durch bloßes verständiges Anordnen und Regieren erreicht zu werden. Teils fügen sich Einzelwillen in keine größere

Digitized by Google

Gruppe, teils lassen sich Willensgruppen die allgemeine Ordnung nicht gefallen. Es bleiben trotz aller möglichen Fürsorge Unzufriedene da, die bald einzeln, bald verbunden rebellieren.

In diesem Falle nun muß, weil die allgemeine Gleichheit der Willen einen Krieg aller gegen alle herbeiführen und die allgemeine Freiheit unmöglich machen würde, zu der Beiordnung, Koordination, noch die Unterordnung, Subordination, hinzukommen. Zu dem Ende übernimmt, wie im Staate der Regent, im Individuum das Ich das Amt eines Schiedsrichters. Es hört die angreifenden und angegriffenen Willen an, wägt ihre Gründe gegen einander ab und legt der schwächeren Partei Stillschweigen auf, während es der stärkeren den Fortgang zur That gestattet. Halten sich die beiderseitigen Gründe genau die Wage, ist Stimmengleichheit da, so weist das Ich, wenn auch fremder Rat keinen Ausschlag giebt, entweder beide Parteien von seinem Richterstuhle zurück, oder es macht — falls irgend ein Entschluß gefaßt werden muß — denselben von dem Ausspruche eines willenlosen Dinges, etwa von dem Lose abhängig.

Durch dieses schiedsrichterliche Verfahren, welches zugleich ein Verurteilen einschließt, schlichtet das Ich den entstandenen Streit, stellt es unter den Willen Frieden wieder her, und zwar um so rascher, je einsichtsvoller, umsichtiger und entschlossener es ist. Einsicht und Umsicht also, die schnell die Majorität und Minorität der Motive entdecken lassen, Entschlossenheit, die in schwierigen Fällen die Entscheidung beschleunigt, befördern, was ein vergleichender Hinblick auf die Bedenklichen und Ängstlichen noch deutlicher erkennen läßt, den inneren Frieden, die innere Freiheit in hohem Grade.

Indes häufig nur für kurze Zeit, denn nicht selten tauchen die unterworfenen Willen bald verstärkt wieder auf, beginnen den Kampf von neuem und bekommen das Übergewicht. Es ändert sich, wie im Staate die Majorität, im Individuum das Ich — der herrschende Wille — und erscheint als ein ganz anderes in der Jugend, im Alter, am Morgen, am Abend, in der Einsamkeit und im Geräusch des Lebens. Bei solchem Wechsel aber geht der kaum gewonnene Friede, die kaum gewonnene Freiheit wieder verloren. Wer also beide dauernd wünscht, hat sowohl als Regent des Staates, wie seiner selbst, eine bleibende Majorität zu suchen und fern von Wankelmut und Neuerungssucht sich der Beharrlichkeit, der Konsequenz zu befleißigen.

Wenn nun aber auch ohne Planmäßigkeit, Besonnenheit, Entschlossenheit und Konsequenz keine innere Freiheit gedacht werden kann, so ist dieselbe mit diesen Eigenschaften doch keineswegs notwendig verbunden, denn sonst

Digitized by Google

müßten ja auch die beharrlichen Bösewichter innerlich frei sein. Zur dauernden inneren Freiheit ist vielmehr außerdem noch durchaus erforderlich, daß die Willen, die der eigentlichen Natur der menschlichen Seele — dem gebildeten Gewissen — entsprechen, daß die sittlichen — praktischen — Ideen alle zu entschiedener Herrschaft gelangt sind. Wer also die innere Freiheit nicht bloß für Augenblicke, sondern für immer wünscht, der muß ein entschiedener Aristokrat — im ethischen Sinne des Wortes — werden und in seiner Brust ebenso das Gute, das Beste auf den Thron setzen, wie ein tüchtiger Regent die besten Staatsmänner zu seinen Räten erhebt.

Hat nun aber auch jemand auf die angegebene Weise den Streit unter seinen Willen beendet, hat er namentlich durch wiederholtes Anschauen von Tugendmustern eine so starke und bleibende Tugendliebe in sich entzündet, daß er nicht mehr über Zwiespalt zwischen dem vernünftigen und sinnlichen Ich zu klagen braucht, sondern sich stets mit sich selbst einig und versöhnt fühlt, so ist dennoch nicht alles gethan, was den Willen vor Konflikten sichert. Denn auch von fremden Willen kann der eigene angegriffen werden, und manchmal findet, wer die Feinde der Freiheit aus der eigenen Brust vertrieben hat, an seinen Nebenmenschen mächtige und übermächtige Widersacher.

Da es nun für die Freiheit keineswegs gleichgültig ist, wie man sich den Willen anderer gegenüber verhält, und da — was auch durch das Leben manches sittlich-strengen Einsiedlers an den Tag kommt — die Kenntnis des richtigen Verhaltens mit der Tugendliebe noch nicht gegeben ist, so bedarf es noch einer besonderen Überlegung, auf welche Weise Entzweiung mit der Welt am besten verhütet werde. Eine solche Überlegung aber ergiebt bald, daß zu dem angegebenen Zwecke zunächst eine genaue Kenntnis der Menschen, insbesondere ihrer guten und schlechten, vernünftigen und thörichten Willen nötig sei. Hat man diese durch Beobachtung der verschiedenen Naturen und Temperamente, durch Studium der Gesetze, Sitten und Gebräuche gewonnen, hat man sich namentlich in seiner näheren und nächsten Umgebung orientiert, so erhält man den Frieden am sichersten, wenn man sich gleichgesinnten Personen, gleichgesinnten politischen, kirchlichen und geselligen Vereinen anschließt und Gegnern aus dem Wege geht. Entstehen dennoch Reibungen, so fordern besonders die Ideen des Wohlwollens und des Rechts Nachgiebigkeit, so lange keine unsittlichen Angriffe auf uns gemacht, keine unsittlichen Forderungen an uns gestellt werden. Geschieht dies aber, will man uns, wie Luther in Worms, treiben, etwas wider die Natur und wider das Gewissen zu thun, so muß der äußere Friede dem inneren nachgesetzt

Digitized by Google

werden und für die Erhaltung des eigenen Selbst — damit man keinen Schaden an seiner Seele nehme — der Kampf beginnen.

In diesem Kampfe mit der Welt ermüden und erliegen nun zwar viele und geraten, wie Herkules in den Dienst der Omphale, in eine schimpfliche Knechtschaft, obgleich sie an Scheidewegen sich lange Zeit hindurch als Freie erwiesen haben. Tausend und abertausend Beispiele zeigen indes auch, daß die Freiheit trotz allen Listen und Gewalten, trotz Kerker, Schafott und Scheiterhaufen, siegreich behauptet worden ist und behauptet werden kann, und der Hinblick auf solche Vorbilder hat von jeher den Mut der Kämpfer erhöht. Freilich unerreichbar und unbezwingbar werden die Freiheitszeugen erst dadurch, daß sie aus der geschichtlichen, empirischen Welt — denkend, oder dichtend, oder glaubend — hinausschauen in ein übersinnliches, ideelles Reich. Das Auge auf unwandelbares Sein geheftet, wird ihr Sinn fest und unerschütterlich; in dem Wunderlande des Schönen und Erhabenen gewinnen sie Wunderkraft; ziehen ewige Güter den Blick an, so bekümmern sie sich nicht weiter um die Leiden und Freuden dieser Zeit; in der festen Burg, die sie als Vasallen des Höchsten einnehmen, lachen sie des Grimms ohnmächtiger Feinde; auf himmlischen Höhen werden sie unnahbar und so rein und frei, daß sie selbst denen, die ihren Leib töten, verzeihen können.

Wir gehen jetzt zum zweiten Teile unserer Aufgabe über und suchen Antwort auf die Frage, ob das menschliche Wollen seinem Ursprunge nach frei sei oder nicht. Um sie zu finden und mit ihr zugleich Wahrheit und Überzeugung zu gewinnen, machen wir uns frei von allen angelernten Ansichten und vorgefaßten Meinungen, reinigen wir uns von aller Scholastik und horchen zunächst einzig und allein auf die Stimme der Wissenschaft, die hier zunächst einzig und allein stimmfähig und stimmberechtigt ist.

Diese Wissenschaft aber ist keine andere als die Psychologie. Sie, die das Wesen und Wirken der ganzen Seele speziell beachtet und, soweit dies überhaupt thunlich ist, aufklärt, wirft auch ein helles Licht auf den Ursprung des Wollens, vertreibt von da den Dämmerschein, worin psychologische Irrlichter ihr Spiel treiben, und gewährt eine der Wirklichkeit entsprechende Auffassung. Auf ihre Entscheidnng aber können wir uns um so sicherer verlassen, da sie ganz unparteiisch urteilt, und ihr Blick nicht durch weiter schauende Interessen verwirrt und von der Sache

Digitized by Google

abgezogen wird. Vgl. Lehrbuch der Psychologie von v. Volkmann, 3. Aufl., besonders das zehnte Hauptstück.

Damit jedoch das Endurteil der wissenschaftlichen Psychologie über die Entstehung des Wollens nicht ohne Entscheidungsgründe hervortrete, sollen einige Sätze aus ihr als Träger desselben vorausgeschickt werden. Diese Sätze enthalten keine scharfsinnig ausgesonnene und mathematisch streng zu beweisende Gedanken, wohl aber durch umsichtige und eindringende Spekulation gefundene, erweisliche Thatsachen. Sie können also auch für den Schlußsatz kein logisch zwingender Beweis sein, wohl aber ein überzeugender Nachweis. Und mehr verlangt auch ein geübter Denker nicht, denn er weiß, daß — strenge genommen — nicht einmal die Vorhandenheit der Welt bewiesen werden kann, geschweige denn das einzelne Sein und Geschehen.

Aus der Wissenschaft heraus wird nun — ohne daß ein Einverständnis mit jedem einzelnen ausgewählten Satze zur Anerkennung des Schlußsatzes für nötig gehalten würde — folgendes behauptet:

Unser ganzer geistiger Besitz entspringt und ruht in unserer Seele. Die Seele aber ist ein einfaches, reales Wesen und steht zunächst mit dem Leibe, durch ihn mit der Außenwelt in lebendiger Berührung. Die nähere und fernere Umgebung dringt mittelst der Sinne und Nerven auf die Seele ein. Sie bleibt dabei nicht passiv, sondern wirkt ihrer Natur gemäß dem Angriff entgegen, und so entsteht zwischen ihr und der umgebenden Welt gegenseitige Aktion und Reaktion. Die Frucht derselben sind in der Seele zunächst sinnliche Vorstellungen, von denen schon in der frühesten Kindheit ein großer Vorrat eingesammelt wird.

Diese erste Erzeugung der Vorstellungen ist jedoch nicht die einzige, denn sonst würden wir ja nur sinnliche Vorstellungen haben. Es treten vielmehr die bereits gewonnenen auch untereinander in lebendige Berührung, verbinden sich, widerstreben sich, verändern nnd vermehren sich. Dasselbe geschieht, wenn Vorstellungen verschiedener Seelen zusammenkommen, und zwar mit dem besten Erfolge, wenn, wie bei Unterweisungen, der geistige Verkehr plan- und zweckmäßig geleitet wird.

Durch solche psychische Prozesse vermehren sich aber nicht bloß die Vorstellungen, sondern — man denke nur an die Künste und Wissenschaften — verfeinern und erhöhen sich auch, ja viele gelangen dadurch auf eine so hohe Kulturstufe, daß sie, wie die Blume mit der Pflanze, mit ihren roheren Vorfahren fast gar keine Ähnlichkeit mehr haben und so zuweilen den Wahn erzeugen, sie seien durch ein Wunder in die Seele gekommen, oder haben a priori darin gelegen.

Digitized by Google

Unsere Vorstellungen nun — sowohl die sinnlichen, als die daraus hervorgetriebenen unsinnlichen und übersinnlichen — sind, je nachdem sie dem Wesen und Zustande der Seele entsprechen oder widerstreben, von irgend welchen angenehmen oder unangenehmen Gefühlen und Stimmungen begleitet. Wer z. B. einen wohlklingenden Ton hört, wer einen interessanten mathematischen Satz begreift, wer sich den Himmel ausmalt — hat angenehme Gefühle; wer eine häßliche Gestalt sieht, wer erschreckt wird, wer sich eine düstere Zukunft denkt — hat dagegen unangenehme Gefühle.

Die angenehmen Gefühle aber sucht die Seele, begehrt sie, will sie, die unangenehmen flieht sie, und zwar nach Verhältnis der Lust und Unlust, welche mit ihnen verbunden ist. Sie zieht das eine dem anderen vor. Anfangs — bei kleinen Kindern — bezieht sich dieses Suchen und Fliehen, dieses Vorziehen nnd Verwerfen direkt auf die Lust und Unlust; sobald aber durch Unterweisung und Erfahrung die Mittelglieder für diese Endpunkte bekannt geworden sind, dehnt sich das Suchen und Meiden auch auf sie aus. Die Erwachsenen und Erfahrenen versagen sich manches Angenehme, weil sie von dem Genuß böse Folgen fürchten; sie erstreben vieles bloß, weil sie es als ein Mittel zum Glücke ansehen, und begehren im Hinblick auf ein weiter liegendes gewünschtes Ziel sogar mancherlei an sich Unangenehmes.

Von den drei unterscheidbaren seelischen Zuständen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens mag nun in jedem Zeitpunkte des Lebens und anfänglich bei der Geburt oder auch vor der Geburt der erste, oder zweite, oder dritte, als der primitive angesehen werden, zu dem die schlummernde Seele erwacht; gewiß ist, daß alle seelischen Erzeugnisse, die Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen nach psychischen, physiologischen, physikalischen, kurz — nach Naturgesetzen entstehen. Es sind Produkte, die den erwähnten Faktoren — der Seele einerseits und ihrer Umgebung andererseits — genau entsprechen. Sind diese bei einem und demselben Menschen ganz gleich, so sind es auch jene; verändern sich dagegen die letzteren, so verändern sich auch die ersteren. Diese Gesetzmäßigkeit zeigt sich auch, wenn man verschiedene Individuen beobachtet. Seelen, die gleichgestimmt sind, empfangen bei denselben Erfahrungen dieselben Eindrücke; je verschiedener dagegen die beiden Faktoren sind, desto ungleicher sind auch die Produkte.

Diese behauptete gesetzmäßige Entstehung der geistigen Phänomene pflegt nicht leicht bestritten zu werden, denn sie tritt in der Erfahrung zu oft und zu deutlich hervor, als daß sie übersehen und geleugnet werden könnte. Jede Mitteilung zeigt ja, daß dadurch bestimmte Vorstellungen

Digitized by Google

hervorgerufen werden; jeder sinnliche und geistige Genuß beweist, daß unsere Gefühle, Empfindungen, nicht zufällig und nicht beliebig sind; jedes ihnen auffällige Thun läßt selbst Kinder nach dem Warum fragen, weil sie bald entdecken, daß auch dieses und weiter rückwärts das Begehren und Wollen der Menschen seinen guten Grund habe. Die Eigenschaft, auch in dem Geistesleben ein Naturgesetz anerkennen und anstaunen zu lassen, haben freilich in besonders hohem Grade die ungewöhnlichen Erscheinungen: auffallend gleich organisierte Zwillinge, ganz ungleiche Geschwister, reich begabte Naturen, Genies, Geistesschwache, Geisteskranke, die Verkümmerung von Menschen in außerordentlich ungünstigen und die Entwickelung derselben in außerordentlich günstigen Lagen und Verhältnissen.

Wer nun bei solchen ungewöhnlichen und gewöhnlichen Erscheinungen psychologische Beobachtungen zu machen gewohnt ist, wer namentlich die berechnete Einwirkung großer Redner auf ihre Zuhörer wiederholt erfahren hat, der pflegt zunächst auch unbedenklich zuzugeben, daß selbst der Wille, Entschluß, Beschluß gesetzmäßig entstehe, denn es herrscht die Meinung, daß bei dieser gesetzmäßigen Entstehung des Willens seine vorausgesetzte Freiheit noch recht wohl gedacht werden könne. Sobald aber für das Wort gesetzmäßig das gleichbedeutende notwendig gesetzt und behauptet wird: in dem zusammenhangenden Gewebe natürlicher Ursachen und Wirkungen bleibt für die Freiheit gar keine Stelle übrig; jeder Wille eines jeden Menschen ist notwendig, wie des Baumes Frucht (Schiller, Wallenstein II, 3) —: so erhebt sich von vielen Seiten ein lauter Widerspruch. Man sagt, es ist unleugbar, daß der vernünftige Mensch vor der Entschließung häufig überlegt, daß er oft unter mehreren Willen wählt. Diese Überlegung, diese Wahl läßt sich aber mit der völligen Determination durch natürliche Ursachen nicht zusammenreimen; denn würden wir, wie die Tiere, zu unserem Wollen genötigt, so könnten wir nicht überlegen, nicht wählen. Wo Überlegung, wo Wahl stattfindet, da muß auch Willensfreiheit, liberum arbitrium sein.

Solche Einwendungen enthalten nun viel Wahres, in der Hauptsache jedoch sind sie irrig. Der Mensch überlegt allerdings oft sehr lange, aber — nicht frei; erwählt, aber — nicht frei, d. h. nicht ohne zureichende, determinierende Gründe.

Eine Überlegung wird nur dann angestellt, wenn ein aufsteigendes Wollen Hemmung erleidet. Ohne dies geht es unverzüglich zur That über. Die Hemmung aber ist eine gegebene, und zwar nicht bloß die äußere, sondern auch die innere. Die innere Hemmung geht nämlich aus von einem oder mehreren Gedanken — Willen —, die mit jenem ersten

Digitized by Google

gleichzeitig ins Bewußtsein treten. Dies gleichzeitige Auftreten und Zusammentreten und Zusammenwirken der Willen aber hat seinen Grund in dem psychischen Mechanismus — geschieht gesetzmäßig: folglich ist die ganze Überlegung gesetzmäßig, notwendig; sie ist also auch kein Beweis, daß das menschliche Wollen außer oder über dem Naturgesetze stehe, seinem Ursprunge nach frei sei.

In gleicher Weise, wie die Überlegung — das Wählen — ist auch die Wahl selbst — der Entschluß, Beschluß — gesetzmäßig, notwendig. Der Mensch muß — nach Art der im Glückspiele umlaufenden Kugel — immer dasjenige ergreifen, wozu ihn beim Schlusse der Überlegung — sie sei so kurz oder lang, wie sie wolle — die augenblicklich überwiegenden Motive treiben. Die Motive aber — liegen sie nun in einem früheren Wollen, einer Gewohnheit, einem Zwecke, oder in einem momentanen Suchen und Fliehen, Vorziehen und Verwerfen — sind *gegeben*; ihr augenblickliches Übergewicht ist durch den gesetzmäßigen psychischen Prozeß verursacht: folglich ist auch die Wahl selbst völlig determiniert.

Die Meinung, man hätte in dem Augenblick der Wahl anders wählen können, als man gewählt hat, ist falsch und entspringt aus einem unklaren Denken, aus einer Vermengung der nach einander folgenden Zeitpunkte, aus einer Verwechselung des Vorstellens und Wollens. Diese Verwechselung und Vermengung erzeugt nämlich den Wahn, man hätte ebenso gut *bei* der Wahl ein anderes ergreifen können, wie *vor* der Wahl und *nach* der Wahl; man hätte die gleichzeitig vorgestellten Objekte auch gleichzeitig wollen können. Bei ruhiger Überlegung und scharfer Unterscheidung verschwindet dieser falsche Schein, verschwindet der Glaube an *Wahlfreiheit*, *Will-Kür* — in dem *hier* angenommenen Sinne — und macht der Überzeugung Platz, daß die jedesmaligen Entschließungen des Ich ebenso notwendige Erzeugnisse seien, wie die Beschlüsse beratender Versammlungen, welche der Präsident, gleichsam das Ich derselben, proklamiert.

Wie es nun keine freie, unbegründete Wahl giebt, so giebt es überhaupt kein freies, unbegründetes Wollen. Versuche, die eine und das andere durch allerlei gleichgültige Handlungen, oder durch einen scheinbaren Willens-regressus in sich selbst — durch ein: ich will, weil ich will — oder in infinitum — durch ein: ich will, weil ich wollte — zu beweisen, mögen aus natürlichen psychologischen Täuschungen immer aufs neue hervorgehen, sie können aber einen besonnenen Beobachter nicht überzeugen; er sieht vielmehr den *Beweggrund* des vermeinten freien Thuns und

Digitized by Google

Wollens, auch wenn er unvernünftig — unlogisch und unmoralisch — ist, meistens ganz in der Nähe, und für ihn ist und bleibt ein freies — grundloses — Wollen, wie alles absolute Werden und Geschehen, ein undenkbares Hirngespinst — ein phantastisches Aufsteigen am eigenen Schopf.

Kein menschliches Wollen ist seinem Ursprunge nach frei, ein jedes ist vielmehr völlig determiniert — heißt aber mit anderen Worten: was wir wollen, müssen wir wollen; was wir gewollt haben, haben wir wollen müssen; was wir wollen werden, werden wir wollen müssen. Und was dieses natürliche Müssen betrifft, so ist es ganz gleichgültig, ob jemand äußeren Zwang erleidet, oder nicht. Das Wollen eines mächtigen Herrschers entsteht ebenso notwendig, wie das Wollen eines Gefesselten. Jener fühlt nur vielleicht die Nötigung nicht, weil sie in ihm selbst liegt, aus seiner eigenen Natur hervorgeht.

Sind übrigens alle unsere Willen ebenso wie die Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen notwendige Produkte, so gilt dies auch von den Thätigkeiten, den Worten und Werken, insofern sie als Wirkungen au dem Seelenleben hervorgehen. Der Mensch — also auch die Menschheit — denkt, fühlt und will nicht allein, wie er muß, sondern handelt auch stets, wie er muß. Sein gesamtes seelisches Leben ist völlig determiniert. —

Nachdem so als Endergebnis psychologischer Betrachtungen die Behauptung hingestellt ist, daß alles menschliche Wollen gesetzmäßig, notwendig entstehe, daß keins seinem Ursprunge nach frei sei, soll zum Schutze derselben jetzt noch einiges hinzugefügt werden.

Die völlige Determination unseres Wollens denken sich viele, wenn sie sich davon haben überzeugen müssen, mit einem gewissen Grauen und wenden ihr Auge gern davon ab. Sie fühlen sich nach dieser Erkenntnis eines Hauptvorzuges, ihrer Würde beraubt, mit den Tieren, ja Pflanzen auf eine Stufe gestellt und, als wären sie Automaten, blinden Naturgewalten preisgegeben.

Sieht man die Sache ruhig an, so findet sich, daß wir allerdings abhängiger sind und mit den niederen Geschöpfen mehr gemein haben, als die Selbstgefälligkeit einräumen mag; zugleich stellt sich aber auch heraus, daß wir nicht wie Pflanzen und Tiere zu unserem Wollen genötigt werden, sondern wie Menschen, unserer bevorzugten menschlichen Natnr gemäß. Es findet sich, daß ein recht fühlbarer Naturtrieb — eine ganz entschiedene Neigung — meistens sogar für ein Glück zu halten ist, daß hervorragende Menschen, Genies, gerade ihm — und nicht einer eingebildeten Freiheit — ihre und ihrer Thaten Größe verdanken und sich

Digitized by Google

gern ihres Instinktes rühmen, wie der Sänger, der von sich sagt: Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet.

Was aber die Natur, die Welt betrifft, so herrscht darin keine blinde Gewalt — der wir übrigens auch mit Freiheit nicht entgehen könnten —, sondern es walten darin ewige Gesetze. Und unsere Seele ist nicht bloß ein lebendiges Glied, ein Spiegel dieses geordneten Universums, sondern kann in demselben auch zu einem selbstbewußten, sich selbst bestimmenden, autonomen Geiste herausgebildet werden. Wir können, wie das im ersten Teile gezeigt ist, unseren Willen von der Außenwelt mehr und mehr unabhängig und sie von uns abhängig machen; wir können die Bestimmungsgründe — besonders auch die sittlichen — in uns selbst tragen und so als ethische Autokraten in dem Gefühle der Freiheit leben und wirken.

Dies Gefühl der Freiheit wird aber gerade um so lebendiger, je mehr das Überlegen und das Wählen — die vermeinten Zeichen der sogenannten Wahlfreiheit — aufhören, und es ist eben ganz vollkommen, wenn jemand fühlt, daß er nur eins — und nicht anders — will und kann, wenn seine Freiheit völlige — innere — Gebundenheit ist. Auf dieser Stufe der Entwickelung, wo die Freiheit auch nach außen hin sich am kräftigsten behauptet, mag der Mensch von jener vielgepriesenen Wahlfreiheit, die er als Unfreiheit erkannt hat, gar nicht mehr hören, und er spricht aus vollem Herzen mit Lessing: Ich begehre keinen freien Willen.

Die Zahl solcher erklärter Deterministen mag nun verhältnismäßig gering sein, groß jedoch ist die Schaar derer, die wie Deterministen handeln, ja es ist auch vielleicht nicht ein einziger davon auszuschließen. Solche — praktische — Deterministen sind namentlich zunächst diejenigen, welche Lebensgeschichten, Volksgeschichten, Staats-, Kunst-, Kirchen-, Weltgeschichte genetisch und pragmatisch erzählen, und die, welche solche Biographien, Ethnographien u. s. w. billigen. Denn wo ein Kausalnexus angenommen wird, kann nicht zugleich von grundloser Freiheit, die dem Zufall gleich wäre, die Rede sein. — Deterministen sind ferner diejenigen, welche Erziehung und Erziehungskunst, Regierung und Regierungskunst, Verführung und Verführungskünste, Einfluß überhaupt und dessen Berechnung für möglich und wirklich halten. Denn mit der angenommenen Einwirkung auf andere läßt sich absolute Freiheit nicht zusammendenken. — Deterministen sind auch diejenigen, welche auf sich selbst und andere mit Sicherheit rechnen, Kredit geben und Kredit erwarten, welche Erwartungen, Prophezeiungen

Digitized by Google

aussprechen. Denn all solches Berechnen der Zukunft wäre ja geradezu unsinnig, würde das menschliche Wollen nicht als determiniert angesehen.

Diese unbefangenen — praktischen — Deterministen verwandeln sich freilich großenteils in theoretische Gegner der Deterministen, sobald sie den natürlichen, psychologischen, naturphilosophischen, kosmischen Standpunkt aufgeben und an Sittlichkeit, Zurechnung, Vergeltung denken.

Von Sittlichkeit, meint man zunächst, könnten konsequente Deterministen nicht mehr reden. Sittlichkeit wäre für sie ein bloßer Name, Tugend ein leerer Schall. Das bewiesen alle, welche auf einem besonders hohen Standpunkte zu stehen wähnten, namentlich Spinoza mit seiner sogenannten Ethik und alle Politiker im großen Stil. Kant, der doch auch etwas von den Weltgesetzen verstanden, habe, da er eingesehen, daß sich mit dem physischen — psychischen — Müssen das ethische Sollen nicht zusammenreimen lasse, lieber an seiner theoretischen als an seiner praktischen Vernunft gezweifelt, sei von dem erhabenen Standpunkte aus Gewissenhaftigkeit herabgestiegen und habe wenigstens für das menschliche Wollen die Freiheit postuliert. Dasselbe thäten und müßten alle thun, die mit einem wachen Gewissen das praktische Leben beobachteten. Denn ohne Freiheit keine Sittlichkeit.

Durch solche und ähnliche, seit Kant geläufige Argumentationen wird aber der Determinist, der — namentlich auch beim Hinblick auf die biblischen Mahner und Bußprediger — die praktischen Ideen als die ewigen Regulative und Korrektive in der sittlichen Welt erkannt hat, durchaus nicht beunruhigt, denn er kann sie leicht entkräften und seine Ansicht rechtfertigen, etwa so: Die — in wissenschaftlicher Verlegenheit postulierte — absolute Freiheit kann der Grund der Sittlichkeit nicht sein, da sie undenkbar und nirgends zu finden ist, auch nicht in einer intelligiblen Welt. Das Wollen überhaupt kann nicht der letzte Grund des Wollens sein. Der Grund der Sittlichkeit ist das Gewissen, sind die praktischen Ideen. Sie sind, wie das musikalische Gewissen, ohne menschliches Wollen da, ja oft wider dasselbe. Sie selbst wollen auch nichts, wie schon die Namen „Gewissen", „Ideen" vermuten lassen, sondern bemerken und beurteilen bloß. Wie das musikalische Ohr über Töne, so urteilen sie über das menschliche Wollen. Sie urteilen absolut nach der Weise: es gefällt, weil es gefällt, es mißfällt, weil es mißfällt. Diese absoluten sittlichen Urteile werden aber für den, der sie vernimmt, Lob und Tadel; Lob und Tadel werden weiter Mahnungen, Abmahnungen, Vorschriften, Gebote — ein Sollen. Dies Sollen — der kategorische Imperativ — ruft weiter in dem, der auf ihn

Digitized by Google

hört, ein bestimmtes — determiniertes — Wollen hervor, und so wird das objektive Sollen ein subjektives Müssen. Dies ethische und psychische Müssen aber, die innere Gebundenheit, bringt das Gefühl der Freiheit, die also augenscheinlich die Frucht des Gehorsams gegen die sittlichen Ideen, die Folge der Sittlichkeit ist.

Die Sittlichkeit aber hat, wie gezeigt ist, einen sicheren Grund in den ewigen Ideen, die und deren absolute Urteile am wenigsten abhängig sind von einem freien Willen, der nicht bloß eine Null ist, sondern auch ein unbekämpfbares sittliches Übel wäre. Denn er würde ja mit seinem Schwanken und Schweben jede sittliche Festigkeit und Festigung des Willens, also auch jede Erziehung zur Sittlichkeit unmöglich machen. Und so zeigt sich schließlich, daß Sittlichkeit nur ohne — absolute — Freiheit denkbar ist und nur mit der Determination durch das Gewissen — die praktischen Ideen.

Aber, wirft man nun vielleicht ein, wenn unser Wollen durchaus determiniert ist, wenn wir alle wollen und thun müssen, was wir wollen und thun, so ist ja jede Zurechnung unstatthaft, und die Scheidung der Menschen in zurechnungsfähige und unzurechnungsfähige, die bisher für vernünftig gegolten hat, auf einmal völlig ungereimt.

Darauf kann der Determinist entgegnen: Zurechnen ist ja nichts anderes als zuschreiben, wenn es auch besonders gebraucht wird, um die Zusammengehörigkeit eines Wollens und Thuns mit einem handelnden und wollenden Subjekt zu bezeichnen. Wie man nun den leblosen Dingen, den Pflanzen und Tieren, ohne sie für frei zu halten, gewisse Eigenschaften zuschreibt, so rechnet man auch den Menschen ihr determiniertes Wollen mit Fug und Recht zu. Sie sind insofern alle zurechnungsfähig, auch die kleinen Kinder, die Schlafenden, die Betäubten, die Irrsinnigen. Wenn man die besonders Aufgezählten ausnimmt und sie unzurechnungsfähig nennt, so geschieht dies, weil man bei dem Worte Zurechnung gewöhnlich nicht an die psychologische Zurechnung denkt, die übrigens Erzieher und Ärzte wohl kennen, sondern nur an die sittliche und juristische. Die sittliche Zurechnung beginnt freilich erst da, wo ein sittliches Urteil und ein waches Gewissen, und die juristische, wo eine wissentliche Gesetzesverletzung angenommen wird. Warum aber diese beiden besonderen Arten der Zurechnung bei der Annahme der Willensdetermination nicht statthaft sein sollten, ist gar nicht abzusehen. Oder verliert etwa der Mensch durch die Determination die für die Zurechnung erforderlichen Eigenschaften?

Digitized by Google

Wenn nun diese Zurechnung für nutzlos und zwecklos erklärt wird, da sie keine Zurechnung von Verdienst und Schuld einschließe und also zu keiner Belohnung und Bestrafung berechtige, so bleibt der Determinist — denn er weiß, daß er Recht hat — ganz gelassen in der Defensive und sagt etwa so: Bei meiner Zurechnung frage ich zunächst gar nicht, ob sie nützt; es geht mir damit, wie den Geschichtschreibern. Ich weiß aber wohl, daß, wenn ich Lebenden Gutes oder Schlechtes zuschreibe, sie dabei nicht gleichgültig bleiben, falls sie selbst es als gut und schlecht erkennen. Lehnt einer alles Verdienst von sich ab und schreibt er sein Wollen und Thun einem günstigen Geschicke, der Gnade Gottes zu, so billige ich dies, wiederhole aber: „Du hast es doch und bist's am Ende doch" (Goethe, Tasso I, 1). Wälzt ein anderer alle Schuld auf die Nebenmenschen oder auf die Verhältnisse, so höre ich auch dies ruhig an, sage aber auch hier: „Du hast es doch und bist's am Ende doch". Und ich bin überzeugt, daß diese Zurechnung bei beiden eine gute Wirkung hervorbringt. Der eine läßt sich dadurch aufmuntern, trägt aber, frei von Selbstüberhebung und Verdammungssucht, seine Vorzüge, selbst den Lorbeer mit bescheidenem Sinne, und der andere wird den Schmutz von sich abzuwaschen suchen, er sei gekommen, woher er wolle. Fürchtete ich aber, er möchte seine Augen wieder dagegen verschließen, so würde ich sie ihm aufs neue öffnen und schärfen, indem ich die sittlichen Ideen in ihm wachriefe, und, gelänge mir dies, versichert sein, daß er, wie ein Kranker, der seine Schwäche lebhaft fühlt, nach Heilmitteln verlangte und suchte, bis er sie fände.

Ja, wirft man nun vielleicht ein, wenn das immer gelänge! Aber, wenn es nun nicht gelingt, wie dann? Was willst du mit denen anfangen, die auf dein Wort nicht hören? Bestrafen darfst du sie nicht. Sie würden dir ja entgegen halten: wir konnten nicht anders, wir können nicht anders, und du müßtest verstummen.

Allein der Determinist verstummt nicht. Er beruft sich beim Strafen sowohl, wie beim Lohnen zunächst, wo er die gemeinsame Anerkennung eines positiven Gesetzes nicht annimmt, wieder auf die praktischen Ideen. Sie nennt er seine Triebfedern, von ihnen leitet er auch seine Pflicht und sein Recht zu strafen ab, und sagt dem einen — wenn er es für zweckmäßig hält —: ich thue dir weh, damit ich deinen Willen dadurch anders determiniere, und dem andern: du wirst gestraft, damit deine wissentliche und absichtliche Kränkung, die, unvergolten, für das Gefühl fortdauern würde, ein Ende nehme. —

Durch den Determinismus wird also die Sittlichkeit und das sittliche Leben in keiner Weise gestört und gefährdet, sondern vielmehr gesichert und gefördert.

Digitized by Google

Und dies beweist für manche vielleicht noch besser, als alle Demonstration, die bloße Hinweisung auf Männer, wie Augustinus, Luther, Calvin, die nicht trotz ihrem Determinismus, sondern gerade wegen ihres Determinismus, der keine Beschönigung unseres sittlichen Zustandes zuläßt, so ernst und gewissenhaft waren.

Eine solche einfache Hinweisung auf die Geschichte, insbesondere auf die Geschichte der Theologie und Philosophie, mag für jetzt auch genügen, um zu zeigen, daß der Determinismus, sei es als Grund, sei es als Folge, sich auch mit Religiosität zu verbinden pflegt.

Digitized by Google

Die

Probleme der Philosophie

und ihre Lösungen.

Historisch-kritisch dargestellt

von

O. Flügel.

1888. — Zweite Auflage. — Preis: 4 Mark 50 Pf.

Beurteilungen:

Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. 1885. Nr. 22. Flügels Schrift will dazu anleiten, aus der Geschichte der Philosophie das Philosophieren und die Philosophie zu lernen. Verf. giebt weder eine rein historische, noch eine dogmatische Darstellung, sondern er stellt diejenigen Probleme in den Vordergrund, auf deren Lösung die philosophischen Bestrebungen aller Zeit gerichtet gewesen sind und um deren Lösung jede ernste in dieser Beziehung angestellte Forschung bemüht sein muß. Der ganze Stoff einer allgemeinen Geschichte der Philosophie ist um diese Grundfragen des Denkens und deren Lösungen gruppiert. Es werden sämtliche Grundprobleme der theoretischen und praktischen Philosophie vorgeführt, die Punkte, an welchen sich Schwierigkeiten finden, insbesondere deren eigentümliche Beschaffenheit bemerklich gemacht und damit die verschiedenen Anfangspunkte der Spekulation gezeigt. Der Forscher soll bei jedem einzelnen Probleme in den Stand gesetzt werden, sämtliche mögliche und historisch versuchte, bemerkenswerte Lösungen zu übersehen und sie nach ihrem wahren Werte beurteilen zu können. Denn an einem selbständigen Versuche, jene Schwierigkeiten zu lösen, dürfte kaum jemand mit Erfolg arbeiten können, der sich nicht mit sämtlichen Denkbewegungen in Bezug auf Geist und Materie wenigstens den Hauptpunkten nach vertraut gemacht hat. Wo diese Kenntnis fehlt, wird oft an vermeintlich selbständige Lösungsversuche große Mühe verwendet, die gespart sein würde, hätte man gewußt, wie ganz die nämlichen Gedanken bereits früher vielfach aufgestellt, abgeändert, widerlegt und von neuem aufgenommen worden sind. Bei einer derartigen Darlegung der verschiedenen Denkbewegungen hat allerdings auch auf Gedanken Rücksicht genommen werden müssen, die bereits wegen ihrer Unfruchtbarkeit aufgegeben sind, wie z. B. die Philosophie Schellings oder Hegels, die jedoch prinzipiell immerhin als ein bedeutungsvoller Versuch, gewisse Probleme zu lösen, anzusehen sind. Wer sie nicht kennt, kommt nur gar zu oft, ohne es zu wollen oder zu wissen, auf sie zurück.

Im übrigen sind die einzelnen Probleme und ihre Lösungen so weit verfolgt und die einschlägige Litteratur so weit angegeben, daß man von da aus unmittelbar zur Detailforschung übergehen kann.

Diejenigen Fragen, von deren Beantwortung die eigentliche Entscheidung einer allgemeinen Weltanschauung abhängt, sind genügend erörtert, so daß sich jeder wissen-

Digitized by Google

schaftlich Gebildete dadurch hinlänglich auf dem Gebiete der Philosophie und der allgemeinen Naturwissenschaft orientieren und ein selbständiges Urteil über die eigentlich entscheidenden Fragen bilden kann.

Jenaer Litteraturzeitung. 1877. Nr. 3. Das vorliegende Werk giebt weder eine dogmatische, noch bloß historische Darstellung, sondern ist so angelegt, daß die Geschichte der Philosophie um die Hauptprobleme des Denkens, mit denen die Wissenschaft von jeher beschäftigt gewesen ist, gleichsam verteilt erscheint. Die philosophischen Probleme als solche sind also in den Vordergrund gerückt, und an ihnen wird gezeigt, inwiefern und mit welchem Erfolge im Verlaufe der historischen Entwickelung die verschiedenen Denker an deren Lösung gearbeitet haben. Indem der Verfasser durch diese Art der Darstellung, welche schon durch die Neuheit fesselt, den Blick seiner Leser immer wieder auf die eigentlichen Grundfragen der Philosophie hinlenkt, ist er nicht nur imstande, diese recht bemerklich zu machen, sondern zugleich auch den Trieb zu immer neuem Eindringen und Forschen zu wecken, welche beiden Zwecke er denn auch im Auge zu haben ausdrücklich erklärt — einmal nämlich denen zu dienen, die das vorhandene Material einer allgemeinen Geschichte der Philosophie kennen lernen wollen, sodann aber auch denen, welche bestrebt sind, sich an der eigentlichen Forschung selbständig als Arbeiter zu beteiligen. Dieser doppelten Absicht genügt das vorliegende Buch in vorzüglichem Maße. Zunächst zeichnet es sich durch einen klaren, allgemein verständlichen Stil aus, der zugleich jedoch an wissenschaftlicher Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt; es gruppiert ferner seinen Stoff in so übersichtlicher Weise, daß man sich überall schnell zurechtfindet, was durch ein sorgfältiges Register am Schluß des Werkes noch gefördert wird; endlich weisen zahlreiche Anmerkungen unter dem Text diejenigen, welche einzelnen Punkten näher treten und weiter nachgehen wollen, auf die neuesten Untersuchungen darüber hin.

Evangelisches Kirchen- und Schulblatt für Württemberg. 1881. Nr. 38. Ein nach Anlage und Behandlung bisher gar nicht vorhandenes, ganz besonders willkommenes Buch sind Flügels Probleme 2c., eine encyklopädische Geschichte der Philosophie nach den dieselbe von Anfang an bis jetzt bewegenden Hauptfragen, deren jede in ihren verschiedenen Lösungen durch alle Jahrhunderte hindurch aufgezeigt wird. Das Buch bietet also eine Reihe größerer und kleinerer Monographien über die Grundprobleme der theoretischen und praktischen Philosophie — der Begriff des absoluten Werdens, des Seins, das Problem der Materie, des Ich, der Teleologie, der Freiheit 2c. 2c. —, deren Anordnung und Gruppierung schließlich doch ein übersichtliches Ganzes giebt, deren abgerundete Sonderbehandlung aber viel leichter, tiefer und eindringender in die einzelnen philosophischen Hauptfragen vorläufig einführt, als es bei einer rein historischen Philosophiegeschichte, die dies schon voraussetzt, irgend möglich ist. Der Stil ist allgemein verständlich, die Untersuchung von bedeutender wissenschaftlicher Schärfe, unter dem Text fehlen nicht die nötigen Anmerkungen, und ein sorgfältiges Register erleichtert den Gebrauch. Als philosophische Propädeutik, wie als philosophisches Repetitorium für Theologen ist das Buch ausgezeichnet empfehlenswert und durch die Neuheit des Grundgedankens fesselnd, Bekanntes in neuer instruktiver Beleuchtung zeigend.

Digitized by Google

Die Seelenfrage

mit Rücksicht auf die neueren Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe

von

O. Flügel.

1878. — Preis: 2 Mark.

Inhalt: 1. Historische Einleitung. 2. Worin hat der naturwissenschaftliche Materialismus Recht? 3. Gehirn und Geist. 4. Bewegung und Empfindung. 5. Stoff und Kraft. 6. Einheit des Bewußtseins.

Beurteilungen.

Allgemeine litterarische Korrespondenz. 1878. Nr. 35. Wir haben das Vergnügen, unter dem vorangestellten Titel eine sehr interessante Schrift zur Anzeige zu bringen. Denn diese Schrift ist fest, klar und richtig geschrieben, für jeden wissenschaftlich gebildeten Leser verständlich, und sie legt in einer gedrängten Uebersicht den ganzen Stand der Frage dar, ob es nämlich eine (persönliche) substantielle Seele giebt, und wie weit der Wissenschaft die Erkenntnis oder doch eine logisch richtige Aufstellung einer solchen Seele möglich ist. Durch das Lesen dieser Schrift kann sich jedermann sofort mitten in diese wichtige Streitfrage versetzen.

Philosophische Monatsblätter von Schaarschmidt. Bonn 1878. Heft VIII. Die kurze historische Einleitung handelt die Geschichte des Materialismus viel übersichtlicher und sachgemäßer ab, als das vielgerühmte Lange'sche Buch. . . . Der Grundgedanke des Flügel'schen Buches, daß die materialistische Theorie in ihrer bisherigen Fassung als unhaltbar erkannt zu werden anfange, ist von ebenso unleugbarer Richtigkeit, als die Durchführung desselben im allgemeinen für eine gelungene erklärt werden muß. . . . Die vorliegende Publikation ist als ein wichtiger Beitrag zur zeitgenössischen Psychologie zu betrachten, welcher mit um so größerer Anerkennung aufgenommen werden muß, als er die Richtung bezeichnet, in welcher sich in der That ein gesunder Fortschritt der Seelenlehre zu vollziehen beginnt.

Litterarisches Centralblatt. 1878. Nr. 39. Die Vorzüge der früheren Schriften des Verfassers, Belesenheit, Scharfsinn und logische Konsequenz, finden sich auch in der vorliegenden wieder.

Litteraturblatt. Wien. Heft 21. 1878. Die materialistischen Grundbegriffe sind gegenwärtig in einer Umwandlung begriffen, aus der sie philosophisch vertieft hervorgehen werden, und daraus wird auch die Unhaltbarkeit der materialistischen Ansicht sich ergeben. Diesen Umwandlungsprozeß stellt der Verfasser sehr gut und lichtvoll dar.

Pädagogisches Archiv. 1878. XX. 8. Denjenigen, welche sich für den Kampf zwischen dem Materialismus und den ihm entgegenstehenden Ansichten über die Natur unserer Seele interessieren, kann das vorliegende Buch bestens empfohlen werden. . . . . Der Verfasser weiß in seiner überaus klaren Darstellung die objektive Ruhe zu wahren und hütet sich sorgfältig vor jener heftigen widerlichen Polemik, welche so vielen der über jene Frage geschriebenen Bücher nicht gerade zur Zierde gereicht.

Digitized by Google

Grenzboten. 1879. Nr. 35. S. 350—360. Unter den Schriften, welche vom psychologischen Standpunkte aus den Materialismus bekämpfen, zeichnet sich die Arbeit O. Flügels durch Scharfsinn des Gedankens und Durchsichtigkeit der Darstellung aus. . . .

M. Carriere. Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung. 1878. Nr. 220. S. 325. Eine kleine aber gehaltvolle Schrift eines scharfsinnigen Psychologen. . . . Seine Sätze erörtert er in Bezug auf übereinstimmende wie auf widerstreitende Ansichten von Philosophen und Naturforschern in einleuchtender Weise.

Reform. Wien. Der Verfasser behandelt das schwierige Thema mit wissenschaftlicher Vollendung.

Theologische Litteraturzeitung. Gießen 1879. Nr. 5. In klarer und eingehender Untersuchung erörtert der Verfasser die Gründe für die Annahme eines einfachen Seelenwesens.

Beweis des Glaubens. 1879. Heft 10. Die Seelenfrage wird hier in völlig befriedigender, den Thatsachen der Naturwissenschaft und des Selbstbewußtseins ebensowohl, als den Forderungen der Offenbarung entsprechender Weise gelöst. Wir empfehlen die Schrift der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Die spekulative Theologie der Gegenwart

kritisch beleuchtet von

O. Flügel.

Zweite, erweiterte Auflage.

1888. — Preis: 6 Mark.

Inhalt: Der Monismus und die Theologie. Die philosophischen Gründe des Monismus. Die theologischen Gründe des Monismus. — Der Monismus und die negative Theologie. Biedermann. O. Pfleiderer. Lipsius. — Der Monismus und die positive Theologie (Apologetik). Ebrard. Dorner. Frank. — Der Neukantianismus und die Theologie. Ritschl. Herrmann. — Die realistische Metaphysik und die Theologie. Gott und die Welt. — Über organische und mechanische Weltanschauung. — Moral und Religion.

Beurteilungen.

Theologische Litteratur-Zeitung von Harnack und Schürer. 1881. Nr. 23. S. 550—553. In klarer und durchsichtiger Sprache, wie in treffender Argumentation werden die Fehler des Monismus aufgedeckt. . . . Volle Beherzigung verdient die allgemeine Erörterung über die arge Kompromittierung, welche die Theologie durch die Apologeten erleidet. Ihre Kanzelargumente, ihr Anrufen von Autoritäten, ihre Hast, jedes scheinbare Zugeständnis der Naturwissenschaft auszubeuten, die kausale Methode und den Atomismus zu bekämpfen und für Lebenskraft, Spiritismus, angeborene Ideen einzutreten ꝛc., werden gebührend gewürdigt. Die Darlegung der realistischen Metaphysik, die der Verf. sehr geschickt von dem Gedanken der lückenlosen Giltigkeit des Kausalgesetzes aus giebt, ist klar. . . .

Digitized by Google

Philosophische Monatshefte. Herausgegeben von Schaarschmidt. 1882. S. 304—309. Der Ref. ist mit den Bemerkungen sehr einverstanden, welche den Abschnitt über den Neukantianismus eröffnen und sich auf die in Deutschland, besonders von Alb. Lange, in England und Frankreich durch die Positivisten vertretene Ansicht beziehen. . . . Flügel zeigt sehr gut das Unhaltbare dieser zwei Seelentheorien und das Unzureichende der Ritschl-Herrmann'schen Theologie.

Dörpfeld's Evangelisches Schulblatt. 1882. S. 236—237. Der als Autor hervorragender philosophischer Schriften, als unbefangener Theologe, scharfsinniger Denker und Psychologe bekannte Verf. giebt in diesem Werke eine umfassende Kritik der spekulativen Theologie in ihren neuesten Erscheinungen. Fern von jedem Parteistandpunkte und alles spezifisch Dogmatische streng vermeidend, hat er die Spekulation innerhalb der Theologie zum Gegenstande seiner Arbeit gemacht. . . . Am Schlusse befindet sich ein Namenregister, dasselbe zählt über 230 Namen, und ist daraus ersichtlich, daß wohl kein namhafter Theologe der Gegenwart ohne Berücksichtigung geblieben ist. Das Buch ist ein Werk deutscher Gründlichkeit und außerordentlicher Belesenheit, logischer Konsequenz und großen Scharfsinnes und bedarf keiner Empfehlung.

Zöckler: Evangelische Kirchen-Zeitung. 1882. Nr. 20. Der Verf. unterwirft die spekulative Theologie einer kritischen Beleuchtung. Nach mehreren Seiten hin thut er dies mit gutem Erfolge und so, daß man ihm vom positiv-evangelischen Standpunkte aus zustimmen kann. Namentlich an den Vertretern des modernen Pantheismus, sowohl den im Philosophenmantel einherwandelnden, als den ihre Blöße mit diesen oder jenen theologischen Schleiern verdeckenden, übt er eine unbarmherzige, scharfe Kritik, aus welcher, weil sie gerecht ist und auf Thatsachen fußt, manches Nützliche sich lernen läßt. . . . Wir begrüßen in der Energie seines Auftretens gegen Biedermann, O. Pfleiderer, Lipsius und andere Vertreter der heutigen negativen Theologie eine unseren Bestrebungen verwandte und sympathische Erscheinung, teilen desgleichen im wesentlichen den Standpunkt, von welchem aus er dem antimetaphysischen neukantischen Naturalismus Ritschls und Herrmanns gegenübertritt. Ja, die realistische Metaphysik, auf deren Grunde er sich bewegt, gilt auch uns als eine großenteils berechtigte, dem Grundgedanken biblischer Weltanschauung nicht fernstehende und darum zukunftsvolle. Wir sagen, wenn nicht ganz ohne abweichende Auffassungen, doch in der Hauptsache Ja zu des Verf. Postulat am Schlusse: Nur der vollendete, zur Reife gekommene Leibnizianismus genügt der Religion.

Allgem. konservative Monatsschrift. 1888. Das Buch ist ein recht sympathisches und lehrreiches. Sympathisch, weil es in einer rein sachlich gehaltenen, ruhigen und klaren Darstellung die schwierigen Probleme, mit welchen es sich beschäftigt, zu lösen sucht und eine positive, wirklich fördernde Kritik giebt; lehrreich, weil es manche Irrtümer, welche in der heutigen Theologie verbreitet sind, scharf beleuchtet und auf ihre Quellen zurückführt, auch in einer oft überraschenden Weise zeigt, wie Anschauungen und Ergebnisse der exakten Wissenschaften, welche man von manchen Seiten um des Glaubens willen bekämpfen zu müssen gemeint hat, in Wahrheit sich gerade als Stützen der christlichen Weltanschauung verwerten lassen. Der Verf. huldigt der Metaphysik Herbarts und sucht von diesem Standpunkte aus den in der spekulativen Theologie des negativen wie

Digitized by Google

positiven Lagers unbewußt oder bewußt vorausgesetzten Monismus als an sich unhaltbar und den religiösen Interessen geradezu entgegengesetzt zu erweisen. Dabei wird auch die übliche Apologetik, wie sie aus Vorträgen vor einem gemischten Publikum in Bücher übergegangen ist, mit ihren für den Augenblick bestechenden, aber nicht überzeugenden Argumenten, mit ihrer planlosen Berufung auf einzelne Äußerungen von Autoritäten, mit ihren wechselnden Manövern gegenüber den jeweiligen Ansichten der Naturwissenschaften scharf, aber nicht ungerecht kritisiert. Dem allen, wie dem Endergebnis, daß spekulative Theologie nicht möglich sei, stimmen wir im wesentlichen gerne zu.

Litteratur-Bericht für Theologie. 1888. Nr. 7. Der durch mannigfaltige philosophische Schriften bekannte Herausgeber der Zeitschrift für exakte Philosophie bietet in diesem Buche einen sehr beachtenswerten Beitrag zu der im letzten Jahrzehnt viel behandelten Frage der Metaphysik in der Theologie und zwar in Form einer kritischen Besprechung einiger neuerer Hauptvertreter der spekulativen Theologie, nämlich Biedermann, O. Pfleiderer, Lipsius, Ebrard, Dorner, Frank, Ritschl und Herrmann. Flügel will an Stelle der falschen, aber fast durchweg in der Theologie herrschenden, monistischen Metaphysik die realistische Herbarts einführen. Das ist um so notwendiger, wie er ausführt, als sonst die Theologie dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und damit dem Tode verdienterweise preisgegeben ist, da der Monismus ein gegenwärtig überwundener Standpunkt in der Wissenschaft sei und nur noch in der Theologie herrsche, welche nicht erkenne, daß er in direktem Gegensatz gegen das Christentum wie überhaupt gegen alle Religion stehe. Mit Scharfsinn verfolgt und verurteilt er den Monismus, d. h. die Ansicht, daß es nur ein Seiendes giebt, welches als letzte Substanz allem Gegebenen zu Grunde liegt, sowohl in der konsequent monistischen, negativen Theologie, die sich demselben entweder völlig ergeben habe, wie bei Biedermann und Pfleiderer, teils mit ihm noch ringe, wie bei Lipsius, als auch in der inkonsequent monistischen positiven Theologie, die mit ihm liebäugle. Der allerdings scharfen Kritik des konsequenten theologischen Monismus, welcher alle christlichen Grundbegriffe zerstören muß, und der nicht minder scharfen Kritik einer gutgemeinten aber irrigen Apologetik, welche viele Dinge als unchristlich abweist, die nur antimonistisch, in Wahrheit aber für christliche Religion völlig irrelevant sind, und die andererseits monistische Hirngespinste, wie z. B. die Annahme einer besonderen Lebenskraft, die Lehre von den angeborenen Ideen, die Einführung des unsinnigsten aller Begriffe der causa sui verteidigt, für die Trinität die trivialsten Bilder gebraucht u. s. w., wird man nur mit großem Interesse und meist zustimmend folgen können. Wie man sich auch zu Flügels Ausführungen stellen mag, das eine muß ihm zugestanden werden, daß er in geistvoller und klarer Darstellung seine Forderungen an die Theologie stellt und jedenfalls höchst anregend wirkt.

Litterarische Rundschau für das katholische Deutschland. Nr. 4. 1883. S. 106 f. Die Schrift ist auch für uns (Katholiken) von großem Interesse, sofern sie das wissenschaftliche Facit der protestantischen Dogmatik mit annähernder Richtigkeit für das reine Denken darlegt. Wir müssen es dem Buche zum Verdienst anrechnen, daß es überall hinweist auf die Vergiftung des protestantischen Denkens durch die Phantasmen des pantheistischen Monismus. Die negative Theologie (Biedermann, O. Pfleiderer, Lipsius, Hartmann) ist lediglich ein

Digitized by Google

Amalgama Hegel'scher und Schleiermacher'scher Phrasen. Die positive Theologie (Ebrard, Dorner, Frank) verstrickt sich gleichfalls, wenn sie die Dogmen spekulativ zu begründen unternimmt, in das Gewirre der monistischen Dialektik u. s. w. Dr. Braig.

Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie von Commer. 1888. S. 464 ff. Das Werk ist klar und mit logischer Schärfe gegliedert. Der Verf. verfügt über eine reiche und eingehende Kenntnis der betreffenden Autoren und weiß in wenigen Worten deren Grundlehren zusammenzufassen. Mit ernstem Sinne legt er den Maßstab des Wissenschaftlichen und Religiösen zugleich an die verschiedenen, von ihm behandelten Systeme. Dr. Schneider.

Deutsches Litteraturblatt, begründet von Herbst. 1888. Nr. 11. Die Schrift zeigt mit ebenso viel Gelehrsamkeit wie Scharfsinn die Irrtümer der verschiedenen spekulativen Theologen. Freilich wird keine der drei Hauptrichtungen, welche Verf. bespricht, mit ihm zufrieden sein, wie der Verf. selbst durch die Kritiken beweist, die seinem Buche von allen Seiten geworden. Jedesmal fand nämlich der Kritiker die Besprechung aller übrigen Standpunkte vortrefflich, die seines eigenen aber völlig falsch! Nach der Einleitung, welche das Wesen des Monismus, seine philosophischen und theologischen Gründe bespricht, um zu zeigen, daß alle spekulativen Theologen dem Monismus huldigen, führt er zuerst die negative Theologie (Biedermann, O. Pfleiderer, Lipsius) vor, dann die positive, die Apologetik (Ebrard, Dorner und Frank), dann die Neukantianer Ritschl und Herrmann; darauf sucht er zu zeigen, daß die realistische, d. h. Herbart'sche Metaphysik, der Flügel bekanntlich huldigt, der Theologie nicht widerspreche. Hieran schließen sich zwei lesenswerte Exkurse: über organische und mechanische Weltanschauung, und: Moral und Religion. Ein Namensverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Dasselbe möchten wir zunächst den Theologen, besonders jüngeren, zu sorgsamer Lektüre empfehlen, aber auch Laien, welche aus Beruf oder Neigung sich mit spekulativer Theologie beschäftigen. Sie werden daraus nicht nur manches überaus treffende Urteil schöpfen, sondern auch philosophieren lernen. Kirchner.

Die

Elemente der Psychologie.

Von

Ludwig Wallauff,

Konrektor an der Realschule zu Barel.

1877. — Preis: 2 Mark 50 Pf.

Beurteilungen.

Erziehungsschule, herausgeg. von Dr. E. Barth. 1884. Nr. 5. Herbart's Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik (1824), ist nach des Verf. Ueberzeugung für die eigentliche Psychologie auch jetzt noch das Hauptwerk, wenn es auch in physiologischer Hinsicht mehrfach der Ergänzung durch die Resultate der neueren Forschungen bedarf. Dieses wertvolle

Digitized by Google

Werk, das sich durch Bedeutung, Reichtum und Gediegenheit seines Inhalts, Klarheit und Schönheit der Darstellung auszeichnet, ist aber nicht leicht zu studieren; es gründet sich auf Metaphysik und zieht mancherlei mathematische Berechnungen herbei, die nicht jedermanns Sache sind. Da ist nun ein Hilfsmittel wie das vorliegende an seinem Platze. Ballauff führt seine Leser in passender Weise in die Herbart'schen psychologischen Forschungen ein; er giebt die Herbart'sche Psychologie in breiterer Darstellung, berücksichtigt die neueren Forschungen der Physiologie und sieht von allen mathematischen Untersuchungen ab, die den Anfänger leicht zurückstoßen. Die intellektuellen Thätigkeiten bilden den Hauptgegenstand des vorliegenden Buches. Es teilt sich in sieben Abschnitte, die folgendes enthalten: Die metaphysischen Grundlagen der Psychologie, die herkömmliche (mythologische) Lehre von den Seelenvermögen, die Gesetze des Vorstellungsverlaufs, Entstehung der sinnlichen Weltanschauung, Verarbeitung der sinnlichen Vorstellungen durch das Denken, das innere Sein und Selbstbewußtsein, Wesen der Seele und ihr Verhältnis zum Leibe.

Das treffliche Lehrbuch von Ballauff ist besonders für Lehrerkreise geeignet, in denen sich jetzt ein reges psychologisches Interesse zu zeigen beginnt. Es bietet ein gewisses Maß psychologischer Kenntnisse und erscheint auch besonders passend für solche, die sich dem Studium des Hauptwerkes der Herbart'schen Richtung, dem Lehrbuche der Psychologie von Volkmann, zuwenden wollen.

Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens. VII. Jahrg. S. 738. Der Verf. versucht in dem vorliegenden Buche die Psychologie Herbarts, dessen eifriger Anhänger er ist, in einer leichtfaßlichen und dabei doch wissenschaftlichen Form darzustellen. Er ist dabei von der richtigen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Psychologie sich auf eine Metaphysik gründen müsse. Und wenn wir auch, wie anderen Orts begründet worden, Herbarts Metaphysik nicht zustimmen können, so leugnen wir doch ihre in vielen Punkten anzuerkennende Richtigkeit keineswegs. Seine Psychologie dagegen, welche mit bewundernswertem Scharfsinn die tausenfach verschlungenen Fäden des seelischen Lebens aufdeckt, verdient ohne Zweifel vor den meisten psychologischen Büchern den Vorzug.

Ballauff stellt die Psychologie hauptsächlich für Lehrer dar, welche, ohne Philosophen von Fach zu sein, nach philosophischer Bildung verlangen. Er hat mit richtigem Takt die schwerverständlichen, meist unfruchtbaren Rechnungen und mathematischen Formeln seines Meisters fortgelassen, sich auf die intellektuellen Fragen der Psychologie beschränkt und nicht nur Resultate gegeben, sondern durch die Form dialektischer Entwickelung überall zum eigenen Nachdenken angeregt. Nachdem er in der Einleitung die (scheinbaren) Selbstwidersprüche des Ichs aufgedeckt, weist er zunächst die sogenannten Seelenvermögen als eine unhaltbare Vorstellung zurück, um dann die Gesetze des Vorstellungsverlaufes zu entwickeln. Hierauf wird die Entstehung der sinnlichen Weltanschauung, die Verarbeitung der sinnlichen Vorstellungen durch das Denken geschildert, sodann das Selbstbewußtsein analysiert und mit Untersuchung des Verhältnisses der Seele zum Leibe geschlossen. Namentlich die beiden letzten Kapitel (S. 142—216) haben unseren Beifall wegen der umsichtigen und maßvollen Methode, diese schwierigen Probleme zu behandeln, und wir empfehlen das Buch als ein gutes Hilfsmittel zum philosophischen Studium

Berlin. Lic. Dr. Friedr. Kirchner.

Digitized by Google

Jenaer Litteraturzeitung. 1876. Nr. 48. Der Verf., ein Anhänger der Herbart'schen Philosophie, hat sich eine anerkennenswerte Selbständigkeit des Denkens bewahrt, die ihn befähigt, neben den Vorzügen der Herbart'schen Psychologie auch deren schwache Seiten nicht zu übersehen. Seine Schrift zeichnet sich durch eine korrekte und klare Sprache aus, die Darstellung hält sich immer streng an die Sache selbst, ohne den Leser durch unnütze Seitenbewegungen oder durch Polemik gegen andere zu stören, und läßt den aufmerksamen Leser bald erkennen, daß der Verf. an ein gründliches Nachdenken und an Vorsicht im Folgern und Behaupten gewöhnt ist. Diese Eigenschaften der Schrift, die somit unstreitig zu den besseren psychologischen Arbeiten solcher Art aus der Herbart'schen Schule gehört, lassen erwarten, daß der Verf. seine Absicht erreichen wird, einerseits nämlich den Leser zu einer noch tiefer gehenden Beschäftigung mit der Psychologie zu befähigen, und andererseits namentlich Lehrer, auch solche in der Volksschule, in allgemein verständlicher, gründlicher und zum Selbstbeobachten wie eigenem Nachdenken anleitender Weise mit den Hauptstücken der Psychologie bekannt zu machen.

Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. 1877. Nr. 5. .... Wenn wir noch sagen, daß die Darstellung des Verf. bei aller Strenge der Beweisführung anschaulich und erschöpfend ist, so dürfte wohl zur Empfehlung des trefflichen Buches nichts mehr erfordert werden. Der wegen ihrer angeblichen Dunkelheit und Schwierigkeit immer noch da und dort ängstlich vermiedenen Herbart'schen Psychologie ist durch Ballauffs Buch ein bequemer Zugang geebnet. Möge es in die Hände sehr vieler kommen und unseren Berufsgenossen auf dem ganzen Felde der Erziehung aufs wärmste empfohlen sein.

Lehrbuch der Psychologie

vom Standpunkte des Realismus und nach genetischer Methode

von

Dr. W. Volkmann Ritter von Volkmar,

k. k. o. ö. Prof. der Philosophie an der Universität zu Prag.

Des Grundrisses der Psychologie dritte, sehr vermehrte Auflage.

1884/85. 2 Bände. Preis: 22 Mark.

Beurteilungen.

Philosophische Monatshefte. XXII. 4/5. Diese neue Auflage des Volkmann'schen Lehrbuches der Psychologie, des vollständigsten und am meisten zeitgemäßen der Herbart'schen Schule, enthält den Inhalt der vorigen, vor mehreren Jahren erschienenen Auflage in der von dem verewigten Verfasser zuletzt gegebenen Darstellung, abgesehen von einigen Änderungen formaler Art, vollständig wieder. Außerdem bietet dieselbe aber noch mancherlei Ergänzungen in der Form von Anmerkungen, welche Prof. C. S. Cornelius zum Verfasser haben und durch ein Sternchen von den Volkmann'schen Anmerkungen zu unterscheiden sind. In dem ersten Bande des durch klare und präzise Dar-

Digitized by Google

stellung rühmlichst bekannten Werkes sind besonders die beiden ersten Abschnitte als bedeutend hervorzuheben, von denen der erste den Begriff der Seele metaphysisch entwickelt und ihn dann als mit den physiologischen Thatsachen in Harmonie stehend nachweist, der zweite gleichfalls eine Verwertung der Forschungen der neueren Physiologie, und zwar für das Gebiet der Empfindung und Bewegung, mit eingehender Genauigkeit vornimmt. In dem zweiten, erst vor kurzem erschienenen Bande ist die Theorie des räumlichen Vorstellens, sowie die der Lokalisation und Projektion der Empfindungen als ganz besonders wertvoll hervorzuheben, ebenso die Lehre vom Ich, von der inneren Wahrnehmung und Apperception. Der letzte Abschnitt, welcher auf die beiden vorhergehenden vom Fühlen und Begehren basiert ist und den Willen betrifft, bildet durch die scharfsinnige Behandlung der einschlagenden, zum Teil sehr schwierigen Probleme einen wertvollen wissenschaftlichen Leitfaden und eröffnet durch die eingehende Erörterung der Zurechnung den Blick auf das Gebiet der Ethik. Die umsichtige, eine immense Fülle des Stoffs umfassende Darstellung des Verfassers erweist sich überall reich an nützlichen Fingerzeigen und fruchtbaren Erörterungen, nicht minder ist er bestrebt gewesen, die Geschichte der psychologischen Probleme in den umfangreichen Anmerkungen zu verfolgen und dadurch überall auf die historische Entwickelung der Wissenschaft höchst lehrreiche Lichter zu werfen. Ein sehr genaues Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch des trefflichen Werkes, wohl des tüchtigsten und wissenschaftlich bedeutendsten Kompendiums der zeitgenössischen Psychologie. C. S.

Repertorium der Pädagogik. 1888. Heft VIII. (Ebner-Ulm.) Volkmann scheidet die Psychologie in zwei Teile: im ersten wird vor allem der Begriff der Vorstellung festgestellt, die Theorie der Empfindung und Bewegung ausgeführt, die Wechselwirkung und Reproduktion der Vorstellungen untersucht; im zweiten dagegen wird das Vorstellen des Zeitlichen und Räumlichen, die Vorstellung des Ich, die innere Wahrnehmung und das Selbstbewußtsein, das Denken, das Gefühl, das Begehren und Wollen zu erklären unternommen. Dort werden die allgemeinen Gesetze des Seelenlebens aus ihren Grundlagen entwickelt und aus ihnen wieder die einfacheren Erscheinungen unmittelbar und in der Reihenfolge, in welcher die Gesetze selbst zur Entwickelung gelangen, abgeleitet. Hier wird der Verschiedenheit innerhalb der zusammengesetzteren Erscheinungen nachgegangen und dieselbe in der Ordnung, in welcher die Zusammensetzung zunimmt, auf die gewonnenen Gesetze zurückgeführt. Es braucht wohl kaum noch eigens ausgesprochen zu werden, daß im ersten Teile der Weg in der Hauptsache vom Allgemeinen gegen das Besondere, im zweiten aber vom Besonderen zum Allgemeinen hin genommen wird, weshalb denn auch Volkmann jenen als synthetischen, diesen als analytischen bezeichnet. Indem ausgegangen wird einerseits von den Vorstellungen in ihrer erfahrungsmäßig gegebenen Mannigfaltigkeit und andererseits vom Begriff der Vorstellung, indem dann aus diesem Begriff im Hinblick auf jene Mannigfaltigkeit die allgemeinen Gesetze der Wechselwirkung der Vorstellung entwickelt werden, indem endlich die anderen inneren Erscheinungen außer der Vorstellung in Beziehung zum Vorstellungsleben gesetzt, ja eigentlich als Phänomene desselben aufgefaßt werden, indem also von den einzelnen Gesetzen des Vorstellungslebens aus die Erklärung jener Erscheinungen, die neben der Vorstellung erfahrungsmäßig gegeben sind, angestrebt

Digitized by Google

wird, empfängt das Ganze einen großartigen Zusammenhang, die gesamte Psychologie gestaltet sich zur Theorie der Vorstellungen.

Wir verstehen jetzt zugleich, warum Volkmann sein Forschungsverfahren vor allem auch als genetisches bezeichnet. Unwillkürlich erinnern wir uns dabei an einen anderen Zug seiner Forschung. Sie beseelt ein nimmer ruhender Drang, ihren Gegenstand weiter und weiter zurück, bis hin zu den Anfängen des Nachdenkens darüber, zu verfolgen. Daraus sind jene wertvollen historischen Darlegungen hervorgegangen, die in ihrer Gesamtheit fast eine Geschichte der Psychologie bedeuten. Eine Fülle gründlichster Kenntnisse, Ertrag eines Lebens, entfaltet sich darin vor unseren erstaunenden Augen.

Die Form unseres Lehrbuches erfüllt alle Anforderungen an eine gute wissenschaftliche Darstellung. Die Bezeichnungen treffen immer den Nagel auf den Kopf, jedes Wort scheint abgewogen, so sicher und bestimmt ist der Ausdruck. Alle Unklarheit und Undeutlichkeit ist ferne gehalten. Aber auch an lichtvoller Entwickelung der Gedanken und wohl zusammenstimmender Anordnung der einzelnen Glieder des ganzen Gebäudes fehlt es nicht. Von Schwerfälligkeit und Dunkelheit sind die Ausführungen vollkommen frei.

Das Unternehmen, Volkmanns Lehrbuch zu studieren, gleicht der Reise in eine reiche Welt. Wie oft hat man hier von einer Kunst des Reisens geredet: man dürfe nicht mit Hast von einem Ort zum andern eilen, nicht bloß das allerwichtigste flüchtig besehen, sich nicht von der Begierde nach dem Anblick von stets neuem einnehmen lassen, sondern müsse mit aller Muße drin wandern, das Auge auf den Dingen ruhen, wohl auch einmal zu ihnen zurückkehren lassen, es liebevoll selbst dem scheinbar Unansehnlichen zuwenden, in reiner, unschuldiger Hingabe das Fremde betrachten, ja sich gleichsam draußen heimisch machen, wenn man anders mit Land und Leuten wirklich vertraut werden wolle. Nun, langsames Fortgehen, nachdenkendes Verweilen, wiederholtes Anschauen, Beachten auch des scheinbar Nebensächlichen und vor allem ein treuer redlicher Sinn gehören gewiß auch zu einem wahrhaften Studium unseres Buches. Wer es aber in solcher Weise betreibt, der mag auch an sich die Erfahrung machen: Wer fort geht, der kommt heim.

Würzburg, im Januar 1888. P. Zillig.

Rhein. Schulmann. 1885. Heft 12. Herausgeg. von Schumann. Heusers Verlag in Neuwied. ..... Es ist allerdings kein Buch für Anfänger, aber es kann dem, der die Elemente der Psychologie, vielleicht von Ballauff o. a. studiert hat, eine ganze psychologische Bibliothek ersetzen und bietet ihm für alle Detailfragen die erforderliche eingehende Belehrung oder doch die nötigen Winke und den Hinweis auf die litterarischen Hilfsmittel, in welchen jene Fragen erörtert sind.

Man wird das Werk, welches die Forschungen im weitesten Umkreise, in der Physiologie, der Sprachwissenschaft, Kulturgeschichte, Anthropologie, Kunst und Religion genau berücksichtigt, niemals, ohne Anregung und Belehrung empfangen zu haben, aus der Hand legen, und dazu bietet die schlichte Klarheit der Sprache in den schweren Partien dem Leser kein Hemmnis, sondern fesselt durch Feinheit der Darstellung sein Interesse. Die Anmerkungen aber bieten eine geradezu staunenswerte

Digitized by Google

Menge von Belegen aus allen Gebieten und Litteraturen. Wir können darum unter allen Werken das Buch von Volkmann sowohl für Fachstudien als auch zur Belehrung für weitere Kreise als die beste Bearbeitung der Psychologie empfehlen.

Tr. Sch.

Blätter für litterarische Unterhaltungen. 1876. Das vorliegende Werk begrüßen wir freudig als die gelungene Vollendung einer Aufgabe, welcher der Verfasser einen großen Teil seines Lebens gewidmet hat. Die erschöpfende Gründlichkeit, mit der alle Materien behandelt sind, wie die nahezu vollständig zu nennende Reichhaltigkeit der Litteraturangaben machen das Werk zu einem wahrhaft klassischen Handbuch der psychologischen Wissenschaft.

Dr. Drbal äußert sich darüber: Staunenswert ist die Fülle des darin verarbeiteten Lehrstoffes. Die Darstellung selbst beruht auf den umfassendsten Quellenstudien und auf den gründlichsten und vielseitigsten eigenen Beobachtungen, besitzt eine kaum zu übertreffende Klarheit, Zuverlässigkeit und Vollständigkeit. Das Buch ist ein Denkmal deutscher Forschung und Gelehrsamkeit, eine Fundgrube psychologischen Wissens und Könnens.

Zeitschr. d. Böhm. Museums. Der Eindruck des Werkes ist ein vielseitiger. Das Werk ist eine gewisse Encyklopädie aller maßgebenden Ansichten und Erkenntnisse, die über das Seelenleben bisher aufgetaucht sind; mit schönen ruhigen Worten fügt sich die Belehrung in die Aufmerksamkeit des Lesers, und was ihm im Gedächtnisse zurückbleibt, ist kein täuschender Schein dialektischer Geistesfülle, sondern etwas Besseres, nämlich: ein gründlicher Einblick in die Geheimnisse und Erscheinungen des eigenen Innern. — Sollen wir unsere Meinung in ein Urteil zusammenfassen, so sei es dahinlautend, daß unter allen deutschen Schriften, die von der Psychologie handeln, Volkmanns Werk dasjenige ist, das wir sowohl für Fachstudien wie auch zu Belehrung weiterer Kreise am meisten empfehlen würden. J. Durdik.

Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. 1876. Nr. 6. ...Wir haben bis hierher vorzugsweise das Verhältnis des Volkmann'schen Werkes zu der Lehre, welche es, auf ihren Ausgangspunkt zurückgreifend, mit Glück erneuert, in Betracht gezogen; allein damit ist nur eine Seite des Unternehmens gekennzeichnet. Das zweite Augenmerk des Verfassers ist es, seine Theorie im weitesten Umkreise mit Forschungen anderen Ursprungs in Verbindung zu setzen und ihre historischen Voraussetzungen ans Licht zu ziehen. Die Forschungen der neueren Physiologie werden, wie schon bemerkt, mit großer Sorgfalt und in einem Umfange herangezogen, wie dies noch kein Vorgänger versucht hat; die psychophysischen Untersuchungen werden nicht nur verwendet, sondern auch nach Ergebnissen und Methode charakterisiert; die neuere psychologische Sprachforschung findet an verschiedenen Stellen Berücksichtigung, und das Gleiche gilt von den anthropologisch-kulturhistorischen Arbeiten der neueren Zeit, deren Einfluß u. a. in der Erklärung der Kunst und Religion (II § 133 und 134) zu erkennen ist. Die psychologischen Schriften der Schelling'schen und Hegel'schen Schule werden in keiner der wichtigeren Materien außer Acht gelassen, und in den Gebieten, wo ihre Stärke liegt, wie bei der Lehre vom Verhältnis der Sinne vom Traum, von der

Digitized by Google

Hallucination, vom Instinkt u. a. nicht ohne Kritik, aber ohne Voreingenommenheit benutzt; ausgiebige Verwendung finden endlich die neueren Untersuchungen der Engländer und Franzosen, zu deren Einbürgerung bei uns das Buch mehr beitragen dürfte, als die wenig sagenden Empfehlungen, wie sie A. Lange u. a. ausgesprochen haben.

Es reicht jedoch der Plan des Verf. noch ungleich weiter; die Litteratur der Psychologie wird nicht bloß vom Gesichtspunkte der Beschaffung von Hilfsmitteln und bestätigenden Zeugnissen, sondern von dem höheren der Begründung des historischen Verständnisses der Probleme behandelt, ein Gedanke, der bereits in dem älteren „Grundriß" zur Geltung kommt und schon damals als ein höchst fruchtbarer begrüßt wurde, aber erst in dem neuen Werke eine Durchführung im großen Stile erhält. — Die Anmerkungen, welche die Geschichte der Probleme der Empfindungen des inneren Sinnes, des Selbstbewußtseins, der angeborenen Begriffe, des Gefühls, des Begehrens und Wollens behandeln, sind historische Monographien, die nicht großer Umarbeitung bedürften, um ein kleines Buch auszumachen, eine Geschichte der Psychologie nach ihren Problemen, welche Arbeiten wie die von Friedr. Aug. Carus weit hinter sich ließe.

Evangelisches Schulblatt von Dörpfeld. 1885. 16./17. .... Wir haben im vorstehenden wiederholt auf das Lehrbuch der Psychologie von Volkmann hingewiesen, und zwar in der bestimmten Absicht, diesem ausgezeichneten Werke die Aufmerksamkeit der Leser zuzuwenden. Wer einmal sehen will, wie die Psychologie sich ausnimmt, wenn sie mit echt wissenschaftlichem Geiste an- und aufgefaßt wird, der muß zu diesem Buche greifen, das man ohne jede Übertreibung als ein Ehrendenkmal deutschen Scharfsinns und deutschen Gelehrtenfleißes bezeichnen darf. Den erstaunlichen Fleiß und die Arbeitskraft des Verf. lernt man erst recht schätzen, wenn man erfährt, daß Volkmann, geb. zu Prag 1822, gest. daselbst am 13. Januar 1877, von Jugend auf mit einem unheilbaren Lungenleiden behaftet war, so daß er nur dank seiner sorgfältigen Pflege und Selbstbehütung ein verhältnismäßig hohes Alter erreichte. — Es dürfte kaum eine Erscheinung des Seelenlebens zu nennen sein, über welche man bei Volkmann keinen Aufschluß fände; wenn er auch nicht jedes Phänomen ausführlich behandelt (was sich ja von selbst versteht), so zeigt er doch wenigstens den wissenschaftlichen Ort an, wo dessen Erörterung hingehören würde. Sein Werk ist also nicht geeignet oder bestimmt, psychologische Monographien zu ersetzen oder überflüssig zu machen; am allerwenigsten hat Volkmann daran gedacht, eine pädagogische Psychologie zu liefern. Er behandelt den Traum mit derselben Liebe und Gründlichkeit, wie das Gedächtnis und den Willen. Sein Lehrbuch verfolgt eben einen rein wissenschaftlichen Zweck, und niemand darf das großartige Werk unberücksichtigt lassen, dem es um eine Übersicht über die bisherigen Leistungen des (Herbart'schen) Realismus auf dem Gebiete der Psychologie zu thun ist. Auch wer sich nicht in der Lage befindet, das umfangreiche, zwei starke Bände umfassende „Lehrbuch" in ununterbrochener Folge von Anfang bis zu Ende durcharbeiten zu können, wird doch sehr oft Veranlassung finden, sich seines Besitzes zu freuen. O. Foltz.

Digitized by Google

Kurze pragmatische

Geschichte der Philosophie

von

Chr. A. Thilo,

Oberkonsistorialrat.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Teile. — 1880 bis 1881. — Preis: 14 Mark.

Erster Teil:

Geschichte der griechischen Philosophie. 1880. 6,75 Mk.

Zweiter Teil:

Geschichte der neueren Philosophie. 1881. 7,25 Mk.

Beurteilungen.

Zeitschrift für österreichische Gymnasien. 1882. 5. Die Schule Herbarts ist nicht reich an litterarischen Publikationen geschichtlichen Inhalts. Die Weise ihres Begründers, die Bearbeitung der Begriffe und die Darstellung von Thatsachen scharf auseinanderzuhalten, statt, wie es die spekulative Schule gethan, beide in einander aufgehen lassen, hat sich auf die Jünger und Nachfolger verpflanzt. Aus der ersteren ist eine Art der Geschichtsschreibung der Philosophie entstanden, bei welcher die Behandlung der philosophischen Probleme die Hauptsache ausmacht, und die geschichtlichen Thatsachen gleichsam nur als illustrierende Beispiele aus der Geschichte dienen, deren bewußter Zweck daher weniger auf ein erschöpfendes Bild der Lebens- und Zeitumstände der Philosophen als auf eine wissenschaftliche Einleitung in die Philosophie selbst durch eine analytische Bearbeitung der in der Geschichte aufgetretenen Lösungsversuche der philosophischen Aufgaben gerichtet ist. In diesem Sinne hat Strümpell seine verdienstvolle Geschichte der theoretischen, sowie der praktischen Philosophie bei den Griechen geschrieben. In demselben Geist hat auch der Verf. der vorliegenden pragmatischen Geschichte die Geschichte der neueren Philosophie abgefaßt und ist demselben auch in der gegenwärtigen, die Gesamtgeschichte der Philosophie umfassenden Bearbeitung treu geblieben. Nach wie vor besteht ihm der eigentliche und letzte Zweck einer solchen Geschichte weder in biographischen Mitteilungen über die Philosophen, noch in litterarischen Notizen über ihre und ihrer Schüler Werke, noch in kulturhistorischen Exkursen über den Einfluß, welchen die philosophischen Systeme auf die allgemeine Bildung der verschiedenen Zeiten ausgeübt und über die Rückwirkungen, welche sie von dieser empfangen haben, sondern vielmehr „in der Kenntnis und dem Verständnis des Gedankeninhalts der verschiedenen Philosophien und ihres Zusammenhanges unter einander". Daß sein Werk dadurch weder, wie das bekannte von Lewes, zu einer unterhaltenden „Philosophie in Biographien", noch, wie das Überwegs, zu einem erschöpfenden litterarhistorischen Nachschlagebuch, noch, wie die Darstellung Kuno Fischers, zu einer brillanten Kulturgeschichte werden konnte, war vorauszusehen. Dagegen hat es sich um so geeigneter erwiesen, Anfänger in eine exakte und gründliche Behandlung philosophischer Probleme und damit in das Studium der Philosophie selbst ein-

Digitized by Google

zuführen, eine Eigenschaft, durch welche das Studium der Geschichte der Philosophie für das der Philosophie selbst allein wirklichen Wert erlangt. Robert Zimmermann, Wien.

Philosophische Monatshefte. Bd. XVII. Heft I/II. Als pragmatische Geschichte macht sie schon in der Einleitung auf die eigentlichen Aufgaben der Philosophie und deren Einteilung aufmerksam. Sodann läßt sie alles bei Seite, was nur litterarische oder kulturgeschichtliche Bedeutung hat, und hält sich lediglich an diejenigen Philosophen und Philosophien, welche auf irgend eine Weise für die Lösung der philosophischen Probleme von Wichtigkeit sind, sei es durch Auffindung und Aufstellung der Probleme, sei es durch Vorbereitung oder auch Behinderung ihrer Lösungen. Bei den ausführlich dargestellten Systemen kommt es Thilo hauptsächlich auf Eindringen in das eigentliche Gedankengefüge und Bloßlegung der besonderen Gedankenarbeit nach ihren Anläßen, dem Beweisverfahren, den Zielen und Folgen an. Es versteht sich von selbst, daß er sich überall lediglich an die unmittelbaren Quellen hält und sich nicht von sonst gangbaren historischen Auffassungen beeinflussen läßt. Um die philosophische Bedeutung der dargestellten Lehren noch mehr hervorzuheben, weist der Verf., sei es in der Darstellung selbst, sei es, wie namentlich im zweiten Teile, in besonderen Bemerkungen auf den Wert oder Unwert und den Einfluß der betreffenden Philosopheme hin. Dabei zeigt sich, wie sich gewisse Sätze, die noch heute in verschiedenen Systemen fortwirken, bis in die allerfrüheste Zeit des Philosophierens zurückverfolgen lassen. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht die Darstellung von Plotin, indem hier fast die sämtlichen Begriffe und Sätze, mit denen der neuere absolute Idealismus operiert, nicht bloß im Keime, sondern oft in sehr ausgeprägter Gestalt aufgezeigt werden.

Da nach dem Verf. jede Bearbeitung der Geschichte, vor allem der Philosophie, den Zweck hat, nicht allein die Gegenwart aus der Vergangenheit zu begreifen, sondern auch eben dadurch zur Herbeiführung einer bessern Zukunft mitzuhelfen, so schließt er sein Werk mit Herbart und einigen hieran geknüpften Andeutungen ab, welche Wege die heutige Spekulation zu vermeiden und welche sie einzuschlagen hat, um zu einem in seinen Prinzipien festen und unverrückbaren Wissen zu gelangen, das in seiner Ausführung einer ins Unermeßliche gehenden Ausbreitung und Verfeinerung zugänglich ist, ähnlich wie es die Mathematik auf ihrem Felde darbietet

Der **Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft** von C. Bursian nennt das Werk in einer im Jahrgang 1876 enthaltenen Beurteilung des ersten Teiles „eine Darstellung, die, zumal so schlicht, lichtvoll und lebendig geschrieben von einem so scharfsinnigen und unterrichteten Manne, ihre volle Berechtigung und Bedeutung hat, die als eine vielseitig verdienstliche, anregende und dankenswerte Arbeit betrachtet werden muß".

Pädagogium. IV. Jahrgang. 2. Heft. Das vorliegende Werk muß als eine äußerst gediegene, überall auf den Kern der Sache eingehende, von reiner Liebe für philosophische Forschung und redlichem Streben nach historischer und theoretischer Wahrheit zeugende Leistung deutschen Fleißes und Geistes bezeichnet werden. Nur mit Bedauern verzichten wir im Hinblick auf den uns zu Gebote stehenden engen Raum auf ein näheres Eingehen in dieses vielumfassende Werk, welchem selbst neben Überwegs Geschichte der Philosophie ein ehrenvoller Platz gebührt, und welches

Digitized by Google

Jedem, der mit mäßigem Aufwand von Zeit und Kraft ein treues Bild des Ganges philosophischer Forschung gewinnen will, als zuverlässiger und einsichtsvoller Führer empfohlen werden kann.

Evangelisches Kirchen- und Schulblatt für Württemberg. 1881. Nr. 38. Die Thilo'sche Geschichte der Philosophie ist kurz und präzis, scharf und klar, in strengem Pragmatismus und eindringender Kritik geschrieben, wie dies beides in seinem Herbart'schen Standpunkt liegt, dessen Tendenz ist, die ganze Entwicklung konsequent bis auf Herbart hinzuführen und dessen Opposition gegen die anderen Systeme auch ein besonders scharfes Auge für ihre Eigentümlichkeiten und Schäden hat. Dabei ist ganz besonders instruktiv, daß bei den wichtigsten Systemen die Kritik unter einen besonderen Abschnitt „Bemerkungen" zusammengefaßt wird. Diese Rubrik fehlt auch bei Herbart selbst nicht trotz des prinzipiellen Einverständnisses, über das hinaus sich ja der Leser seine eigene Meinung leicht vorbehalten kann. Dies um so leichter, da die ganze Darstellung Thilos in erster Linie immer sich als rein objektive, treffende Wiedergabe der Quellen hält und erst in zweiter Linie zu kritischer Würdigung übergeht, auch in letzterer übrigens so unbefangen und unparteiisch, wie scharf und eindringend. Das Werk hat innerhalb 4 Jahren schon die 2. Auflage erlebt und erscheint in dieser nun überall vielfach vermehrt und berichtigt, vieles ganz neugearbeitet (Aristoteles, Plotin, Leibniz 2c.). In seinen beiden, mäßig großen Bänden hält es zwischen dem dürren Grundriß und den weitschichtigen, langatmigen Philosophie-Geschichten trefflich die Mitte, giebt einen gründlich orientierenden Gesamtüberblick und im einzelnen viel des Ausgezeichneten. Der Verf. hat die Gabe, ohne Schulsprache oder tönende Phrasen, die der Leser nicht versteht, die philosophischen Systeme so außerordentlich lichtvoll auseinanderzulegen, die in Rede kommenden Fragen und Begriffe so faßlich zu entwickeln, so wenig vorauszusetzen und doch so viel zu geben, wirkliches Verständnis der philosophischen Bewegung zu vermitteln, wirkliches Urteil darüber beim Leser zu bilden, wie man dies selten findet. Darum gewährt die Lektüre demjenigen wahren Genuß, der nicht mehr ein Examenskompendium braucht und sucht, und wird bei jedem den Geschmack an philosophischer Fortbildung in späteren Jahren erhalten oder erneuern.

Quellensätze
zur Geschichte unseres Volkes.

Von

E. Blume.

1. Band: **Urzeit. Merowingische Zeit. Karolingische Zeit.**
1883. — Preis 5 Mark 50 Pf.

2. Band: **Von der Zeit Konrad I. bis zum Ende des Zwischenreiches.**
1886. — Preis 6 Mark 50 Pf.

Digitized by Google

Otto Schulze Verlag in Cöthen.

Die
Consecutio Temporum
deren
Grundgesetz und Erscheinungen im Lateinischen.
Von
Hermann Kluge,
Oberlehrer am Herzogl. Ludwigs-Gymnasium zu Cöthen.
1883. — Preis 2 Mark.

Zur
Entstehungsgeschichte der Ilias.
1. Der vorhomerische Vers. 2. Die Entstehung der Ilias.
Von
Hermann Kluge,
Oberlehrer am Herzogl. Ludwigs-Gymnasium zu Cöthen.
1888. — Preis 4 Mark.

Das
Lautsystem des Neufranzösischen.
Nebst einem Kapitel
über Aussprachereform und Bemerkungen für die Unterrichtspraxis.
Von
Franz Beyer.
1887. — Preis 2 Mk.

Französische Phonetik
für Lehrer und Studierende.
Von
Franz Beyer.
1888. — Preis 4 Mk.

Aug. Preuß, Cöthen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aug. Preuß, Cothen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google